

RUPRECHT-KARLS-  
UNIVERSITÄT  
HEIDELBERG



GERD THEISSEN (HG.)

SOZIALES ENGAGEMENT  
WAS STUDIERENDE FÜR ANDERE TUN

JAHRESHEFT DER THEOLOGISCHEN FAKULTÄT  
SONDERHEFT 2015



# Impressum

## Herausgeber

Förderverein der Theologischen  
Fakultät der Ruprecht-Karls-  
Universität Heidelberg e. V.  
Hauptstr. 231  
69117 Heidelberg

## Kontakt

foerdereverein@  
theologie.uni-heidelberg.de

## Vorstand des Vereins

Prof. Dr. Gerd Theißen  
(Vorsitzender)  
Dr. Friederike Schücking-Jungblut  
(stellv. Vorsitzende)  
Prof. Dr. Johannes Eurich  
Prof. Dr. Johannes Ehmann  
Wiss. Ang. Dr. Friedrich-Emanuel  
Focken  
Wiss. Ang. Christoph Wiesinger  
Studienrätin Sarah Grimm-Sitt  
Stud. Gregor Wiebe

## Spenden

Förderverein (IBAN)  
DE92 6725 0020 0009 0914 24

Publikationsfonds (IBAN)  
DE92 6725 0020 0009 1455 40

Sozialfonds (IBAN)  
DE65 6725 0020 0009 1930 81

Heidelberger Sparkasse  
BIC: SOLADES1HDB

## Redaktion und Layout

Umschlaggestaltung: Sabine  
Huffman  
Layout und Redaktion: Der Vorstand

V.i.S.d.P.: Der Vorstand





## INHALT

<i>Gerd Theißen</i> Soziales Engagement .....	7
<i>Arne-Florian Bachmann</i> Emergent Deutschland .....	19
<i>Susanne Elisabeth Baur</i> Studentenmission Deutschland .....	26
<i>Caroline Boysen</i> Zwischen Brasilien, Ägypten und Deutschland .....	31
<i>Catharina Covolo</i> Ökumenische Jugendarbeit .....	39
<i>Dennis Dietz</i> Verschwenderisches Engagement .....	44
<i>Claudia Graf</i> Nächste Hilfe: Bahnhofsmision .....	51
<i>Anna Habermann</i> Engagement in der Ökumene .....	59
<i>Tobias Oliver Habicht</i> „Der Mensch lebt nicht vom WORT allein“ .....	65
<i>Lukas Hille / Benjamin Krauß</i> Studieren mal anders .....	71

*Christine Wenona Hoffmann*

Die Kraft der Teilmächtigkeit ..... 77

*KVV-Team*

Lieblingsseminar gesucht! ..... 81

*Kerstin Lemm*

Zwischen den Stühlen ..... 85

*Giovanni Maltese*

Engagement mit Migrationshintergrund ..... 88

*Christian Polke*

Förderverein ..... 90

*Hannah Schwier*

Kindergottesdienst in der Peterskirche Heidelberg ..... 92

*Johannes Voegler*

Gefängnisarbeit ..... 97

*Kerstin Wackerbarth*

Evangelische Studierendengemeinde ..... 100

*Raul Basil Weber*

Liebe (Gott) und tue was Du (wirklich) willst ..... 103

*Eva-Katharina Well*

Von Theologiestudierenden für Theologiestudierende ..... 107

---

*Pascal Würfel*

Morgens Student, abends Stadtrat ..... 112

*Hiroko Yamayoshi*

Worin besteht die Internationalität?..... 117

*Gerd Theißen*

Die Nächstenliebe – Wer hat sie erfunden?..... 120





# Soziales Engagement

## Zu diesem Heft

Der Förderverein der Theologischen Fakultät Heidelberg hat bisher drei Sonderhefte veröffentlicht. Ihre Themen entsprechen einem Spruch Simon des Gerechten in den Sprüchen der Väter, den Pirque Abot, über die drei Säulen der Welt:

*„Auf drei Dingen beruht die Welt:  
auf dem Gesetz,  
auf dem Gottesdienst  
und auf Liebeserweisungen.“ (I,2)*

Dem Studium des Gesetzes entspricht bei uns das Theologiestudium insgesamt, auch wenn es nicht nur das Studium der Thora umfasst. Studierende fertigen in ihm nach wissenschaftlichen Methoden eigene Arbeiten an und partizipieren so am Forschungsprozess, in der Regel die bisherige Forschung nachvollziehend und kritisch beurteilend, manchmal aber auch aktiv an vorderster Front. Aus einigen wenigen Seminararbeiten werden später innovative Dissertationen. Eine Auswahl von hervorragenden Seminararbeiten haben wir im Heft „Der Heidelberger Katechismus in Seminararbeiten aus Heidelberg“ gesammelt und dokumentiert.

Die zweite Säule, auf der die Welt beruht, ist nach dem oben zitierten Spruch der Gottesdienst. Davon handelt unser Heft „Gottesdienstformen in der Peterskirche und ihrem Umfeld“. Er zeigt, dass im Laufe der Jahre im Umkreis der Theologischen Fakultät die gottesdienstlichen Formen eher zu- als abgenommen haben. Die dort gesammelten Darstellungen und Reflexionen sind ein Stück „praktischer Theologie“.

Das vorliegende Heft über soziales Engagement entspricht der dritten Säule, den Liebeserweisungen. Die Rabbinen schreiben ihnen unter allen guten Werken ein besonders Merkmal zu: Sie erfordern körperliche Anwesenheit. Wer anonym Geld spendet, tut kein Liebeswerk. Wohl aber zählt die Teilnahme an einer Beerdigung oder an einer Hochzeit zu den Liebeswerken. Denn hier muss man körperlich anwesend sein. Die Rabbinen haben erkannt, dass „soziales Engagement“ immer unter Einsatz der eigenen Person geschieht, auch wenn in unserer Zeit soziales Engagement auf weite Strecken durch digitale Kommunikation geschieht.

Manchmal hat man vermutet, dass die Bergpredigt mit ihren drei Teilen, den Antithesen zur Gesetzesauslegung (Mt 5,21–48), den Frömmigkeitsregeln zum Gottesdienst (6,1–18) und der sozialen Paränese (Mt 6,19–7,12) eine Antwort des

Christentums auf diese drei „Säulen“ des Judentums war. Das kann hier offen bleiben.

Man kann weiter fragen, ob die drei Säulen nicht in Spannung zueinander stehen. In den Pirque Abot findet sich ein nachdenklich machender Spruch von Chanina ben Dosa, dem Galiläer, der wegen seiner Wunderheilungen manchmal mit Jesus verglichen wird. Dieser Spruch reflektiert das Verhältnis von Wissen und Tun:

*„Wessen Werke mehr sind als sein Wissen,*

*dessen Wissen hat Bestand.*

*Wessen Wissen aber seine Werke übertrifft,*

*dessen Wissen hat keinen Bestand.“ (III,13).*

Kann man daraus ableiten, dass es viel wichtiger wäre, sich sozial für andere Menschen zu engagieren als zu studieren oder die Wissenschaft voran zu bringen? Das wäre kurzschlüssig: Wer sich beim Theologiestudium darauf vorbereitet, Pfarrer oder Lehrer zu werden, Predigten zu halten, Unterricht zu geben und hilfreiche Gespräche zu führen, der arbeitet nicht nur für sich, sondern für andere, auch wenn er seine eigene theologische Bildung vertieft und sich dabei selbst entwickelt. Theologiestudium ist immer Arbeit an der eigenen Identität. Wir studieren und forschen in der Universität aber zugleich immer für andere.

Dasselbe gilt – gleichsam mit umgekehrtem Vorzeichen – für jedes praktische Engagement. Wir tun es zunächst für andere, aber wir gewinnen etwas für uns selbst. Wenn wir uns entschließen, eine Aufgabe zu übernehmen, haben wir sie bejaht, manchmal aus reinem Pflichtgefühl, weil man sich einer Aufgabe nicht entziehen will, von der man meint: Irgendeiner muss sie übernehmen, sonst fehlt etwas in unserem gemeinsamen Leben. Die hier gesammelten kurzen Selbstdarstellungen von sozialen Engagements beleuchten immer wieder dieses Verhältnis zwischen einem Einsatz für andere Menschen und dem Gewinn für einen selbst. Deswegen wird natürlich immer wieder der Verdacht ausgesprochen, soziales Engagement sei versteckter Egoismus – motiviert durch einen Hedonismus der guten moralischen Gefühle. Richtig ist: Alles, was wir tun, muss mit uns selbst stimmig sein. Sonst verlieren wir unsere innere Kraft und Motivation. Richtig ist auch: Wenn man irgendwo anderen hilft, muss man sich wohl dabei fühlen – besonders wenn die Hilfe über lange Zeit hinweg andauert. Aber daraus folgt nicht immer gleich, dass man sich aus Engagements zurückzieht, die frustrieren und schwierig sind – sondern es folgt daraus die Aufgabe, an sich selbst zu arbeiten, bis man sich auch bei schwierigen Aufgaben wohl fühlt.

Was aber ist eigentlich „Soziales Engagement“? Der Begriff wird in Wikipedia so definiert: „Soziales Engagement ist ein unterschiedlich motiviertes soziales

Handeln, das meist auf den Prinzipien der Ehrenamtlichkeit und Freiwilligkeit beruht. Das bedeutet, man investiert Zeit und/oder Geld in ein Projekt, das einem guten Zweck dient (Wohltätigkeit). In dieser Bedeutung unterscheidet es sich vom wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Engagement. Der Begriff ist erst seit Mitte der 1960er Jahre in der öffentlichen Diskussion und wurde unter anderem durch die christliche Soziallehre gefördert.“

Kleine kritische Randbemerkungen zu dieser Definition seien erlaubt: Soziales Engagement kann auch wirtschaftliches, politisches und kulturelles Engagement umfassen. „Sozial“ meint einfach: Es geschieht um anderer Menschen willen – und nicht nur für einen selbst. Ein Kriterium dafür, ist, dass es ehrenamtlich geschieht, nicht, um die eigene wirtschaftliche Existenz zu sichern. In der Regel erkennen wir so etwas als „sozial“ an. Wer sich in einer politischen Partei engagiert und dort die Tätigkeit des Kassenswarts oder Ortsvorsitzenden übernimmt, tut viel für das Gemeinwesen. Wer musikalische Gruppen koordiniert und zusammenbringt, um Feierstunden mit Musik zu rahmen, tut etwas für andere. Wer ein Mehrgenerationenhaus gründet – und das ist auch ein non-profitables kleines Wirtschaftsunternehmen –, dem erkennen wir eine hohe soziale Motivation zu.

Auch zum Begriff „Engagement“ eine kritische Bemerkung: Der Begriff wurde schon durch den Existenzialismus prominent. Bei dem christlichen Existenzphilosophen Gabriel Marcel (1889–1973) wurde er erstmals in dessen Werk „Être et avoir“, „Sein und Haben“ (1935) zu einem philosophischen Thema: Marcel unterscheidet zwischen dem Sein als Rätsel, das man lösen will, und als Geheimnis, das den Menschen ergreift und „engagiert“. Das Engagement ist bei ihm Antwort auf eine Herausforderung durch die Wirklichkeit, ein Auftrag Gottes. Die atheistische Existenzphilosophie Jean Paul Sartres (1905–1980) gab dem „Engagement“ dagegen eine ganz andere Rolle. Der Mensch soll durch sein Engagement die Lücke füllen, die durch die Nicht-Existenz Gottes gegeben ist. Da die Wirklichkeit ohne Sinn ist, muss der Mensch durch sein Engagement seinem Leben Sinn geben. Das wirkt so, als wollte er sagen: Du hast im Universum keine Chance, also ergreife sie! Denn Du musst Dir Deine Chance selbst geben. Selbstverwirklichung durch Engagement – das ist ein Erbe des Existenzialismus. „Objektive“ Wissenschaft wurde dabei oft zum Gegenbegriff zum persönlichen, „existenziellen“ Engagement. Selbstverwirklichung durch ein existenzielles Engagement wird durch keine Wissenschaft abgesichert. Sie ist ein Wagnis – oder sie ist (wie bei G. Marcel) im Glauben begründet.

Wenn heute beide Begriffe „sozial“ und „Engagement“ oft zusammenkommen, so wirkt darin heute auch die Tradition jenes liberalen Marxismus nach, der in der öffentlichen Diskussion in den 1960er Jahren den Existenzialismus ablöste. J. Habermas (geb. 1929) zeigt in „Erkenntnis und Interesse“ (1971), dass auch die „objektiven Wissenschaften“ von einem Interesse bestimmt sind, die Naturwissenschaften vom Interesse, die Dinge beherrschen und über sie verfügen zu können, die Geisteswissenschaften vom Interesse an Kommunikation und Konsens

zwischen den Menschen, die Sozialwissenschaften vom Interesse an Emanzipation. Damit wurde die Kluft zwischen einer rational argumentierenden Wissenschaft und menschlicher Entscheidung überbrückt: Eine Zeit lang herrschte unter uns die Vorstellung, wenn wir erst die richtige „kritische Theorie“ von der Gesellschaft haben, müssten wir sie durch ein von Wissenschaft aufgeklärtes Handeln auch verändern können.

Die neuen sozialen Bewegungen kann man als ein wertvolles Ergebnis aus existenzialistischem und liberalmarxistischem Denken verstehen. Beides ist praxisorientiert. Der Existenzialismus verpflichtet jeden Einzelnen zu einem ganz persönlichen Einsatz und gibt ihm eine große Würde auch dann, wenn dieser Einsatz durch Scheitern bestimmt ist. Der liberale Marxismus (oder alle Varianten einer „kritischen Theorie“) inspirierten Menschen dazu, sich mit anderen über ihre Ziele zu verständigen und schufen das Bewusstsein, dass jedes Engagement erst durch einen sozialen Rahmen möglich wird und nur in größeren „sozialen Bewegungen“ erfolgreich sein kann. Die großen sozialen Bewegungen unserer Zeit sind die feministische, die ökologische, die pazifistische Bewegung und der Einsatz für die Armen in aller Welt. Auch Diakonie und Caritas sind einmal aus solchen Bewegungen jenseits der etablierten Institutionen von Staat und Kirche entstanden.

Ein soziales Engagement ist *per definitionem* ein Einsatz für andere, der in der Regel ehrenamtlich und uneigennützig geschieht. Sofern es ein Engagement ist, sind wir mit unserer eigenen Person daran beteiligt. Der Existenzialismus hat die eigene Beteiligung, also den individuellen Aspekt des Engagements, reflektiert, der liberale Neo-Marxismus seine soziale Ausrichtung. Beide sind Erneuerungen alter sozialer Motive in der biblischen Tradition. Ein Prophet wie Amos steht für die Sorge um die Gerechtigkeit in der ganzen Gesellschaft, der barmherzige Samariter für das Handeln des Einzelnen, der selbst eine Randstellung übernimmt, weil er sich von den Verhaltensmustern der Gesellschaft (vertreten durch Priester und Levit) frei macht. Man kann grob sagen: Im Alten Testament entstehen Visionen sozialer Ziele – etwa die Vision von einer Friedensordnung, die auf Recht basiert. Aber oft werden erst im Neuen Testament Verhaltensweisen sichtbar, die den Einzelnen und kleine Gruppen befähigen, kleine Schritte in diese Richtung zu machen: Feindesliebe und Gewaltverzicht. Die in den gegenwärtigen Kirchen vorherrschende Friedensethik ist m.E. eine Synthese aus alt- und neutestamentlichen Motiven. Vergleichbares gilt für unser sozialpolitisches und diakonisches Engagement.

Der dänische Philosoph und Theologe Peter Kemp (geb. 1937) unterscheidet in seiner „Engagementets poetik“, Kopenhagen 2013 (der Überarbeitung einer älteren Schrift „Théorie de l’engagement“, Paris 1973) zwei Seiten im Begriff des Engagements: einerseits ein aktives Moment „Ich engagiere mich für etwas“, andererseits ein passives Moment „Ich werde durch etwas engagiert“. Bei der aktiven Seite sollte man m.E. eine existenzielle und eine kommunitive Dimension

---

unterscheiden: einerseits meine persönliche Entscheidung, die niemand für mich treffen kann, andererseits die Zusammenarbeit mit anderen, ohne die ein Einzelner nicht viel bewegen kann. Bei der passiven Seite sollte man m.E. die Herausforderung durch eine Situation – auch im Sinne eines religiösen Anrufes – und die Determination durch diese Situation unterscheiden. Dazu gehört einerseits, dass der Erfolg meines Handelns von vielen Faktoren abhängig ist, die ich nicht in der Hand habe. Wenn etwas gelingt, ist das nicht allein mein Werk, auch nicht der ganzen Gruppe. Auch beim Gelingen gibt es unverfügbare Faktoren. Man muss hoffen, dass sich nicht alles gegen einen verschwört. Das heißt aber andererseits: Jedes Engagement ist der Möglichkeit des Scheiterns ausgesetzt, ein Aspekt der in Peter Kemp's Überlegungen eine Rolle spielt. Die Philosophie und Theologie des Engagements von P. Kemp verdient es, weiter gedacht zu werden. Sie wurde in einer Zeit geprägt, in der Existenzphilosophie und Existenztheologie die Diskussion bestimmten. Aber sie verbindet diese Impulse mit der biblischen Tradition. Die Bilderwelt von Religion und Bibel versteht P. Kemp als eine „Poetik des Engagements“. Seine Poetik des Engagements ist eine Bibelhermeneutik.

\*

Unsere Sammlung von einzelnen sozialen Engagements ist mit einer gewissen Zufälligkeit entstanden. Wir haben bei der Vorbereitung alle Studierende angeschrieben, die in den vergangenen Jahren für den Marie-Baum-Preis vorgeschlagen worden sind. Der Marie-Baum-Preis wurde von den Emeriti der Fakultät gestiftet, um soziales und kulturelles Engagement unter unseren Studierenden auszuzeichnen und zu fördern. Marie Baum (1874–1964) ist in der Tat ein Vorbild für ein soziales Engagement aus christlicher Motivation.<sup>1</sup> Sie wurde am 23. März 1874 in Danzig als Tochter eines Arztes geboren. Die Mutter stammte aus der Familie Mendelssohn-Bartholdy. Sie studierte an der „Eidgenössische Technische Hochschule“ (ETH) Zürich Chemie, da Frauen an deutschen Universitäten noch keine akademischen Abschlüsse erwerben konnten. Nach ihrer Promotion mit 22 Jahren arbeitete sie kurz bei Agfa in Berlin und wurde 1902 zur Gewerbeinspektorin in Baden berufen. Sie war verantwortlich u.a. für die Beaufsichtigung der Arbeitsbedingungen in den Fabriken. Durch ihr Engagement zur Überwindung sozialer Missstände wurde sie überregional bekannt. 1907 wurde sie Geschäftsführerin des „Vereins für Säuglingsfürsorge und Wohlfahrtspflege“ mit

---

<sup>1</sup> Die folgende Lebensdarstellung nach A.M. Ritter, Marie Baum, in: Jahresheft der Theologischen Fakultät 6 (2011) 35–37, Literatur: Marie Baum: Rückblick auf mein Leben, Heidelberg 1950; Werner Moritz (Hg.), Marie Baum: Ein Leben in sozialer Verantwortung, Heidelberg 2000

Sitz in Düsseldorf, 1908 Mitglied von Vorstand und Präsidium der „Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge“, 1909 Mitglied im Vorstand des „Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge“. Die Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Gertrud Bäumer bat sie, neben allen ihren anderen Tätigkeiten die 1917 in Hamburg gegründete Einrichtung „Soziale Frauenschule und Sozialpädagogisches Institut“ zu leiten. Sie unterrichtete dort Sozialpolitik und Volkswirtschaftslehre und war für die praktische Ausbildung der Seminaristinnen zuständig. Daneben arbeitete sie weiterhin als Referentin für Wohlfahrtspflege im Badischen Ministerium. Politisch gehörte sie der (linksliberalen) Deutschen Demokratischen Partei an, saß für sie 1919/20 in der Weimarer Nationalversammlung und anschließend kurz im Deutschen Reichstag, ehe sie mit Rücksicht auf neue Aufgaben im Badischen Staatsministerium beim Aufbau des staatlichen Fürsorgewesens aus dem Parlament ausschied. 1928 erhielt Marie Baum von der Universität Heidelberg einen Lehrauftrag für soziale Fürsorge und Wohlfahrtspflege am Institut für Sozial- und Staatswissenschaften. Damals unterrichteten an der Heidelberger Universität insgesamt nur vier Frauen. Sie zog nach Heidelberg. Nach der Machtergreifung der NSDAP wurde ihr im Juli 1933 der Lehrauftrag entzogen. Die Großmutter mütterlicherseits, Rebecka Dirichlet geb. Mendelssohn-Bartholdy, galt als „der Rasse nach nicht arisch, die christliche Konfession ist hierbei bedeutungslos“, so steht es im Bescheid des Ministeriums. Freundinnen wie Marianne Weber und Ricarda Huch unterstützten sie. Ab 1935 wurde sie zur engsten Mitarbeiterin des Heidelberger Pfarrers an der Heiliggeist-Kirche Hermann Maas in der von ihm begründeten „Hilfsstelle für bedrohte Nichtarier“. Nach dem Krieg übernahm sie erneut einen Lehrauftrag am Alfred-Weber-Institut und engagierte sich u.a. für die Wiedergründung der „Elisabeth von Thadden-Schule“ in Heidelberg-Wieblingen. Sie war für einige Monate Mitglied in der CSU, bis sich diese vom christlichen Sozialismus lossagte. Im Frühjahr 1949 verlieh ihr der Heidelberger Senat aus Anlass ihres 75. Geburtstages die Würde eines Ehrenbürgers der Universität.

Neben den für den Marie-Baum-Preis Vorgeschlagenen habe ich Studierende angesprochen, auf deren soziales Engagement ich zufällig bei der Vorbereitung dieses Heftes gestoßen bin. Uns ist bewusst, dass wir in ihm nur einen kleinen Teil dessen sichtbar machen können, was Theologiestudierende an Aktivitäten übernehmen. Die Beiträge sind alphabetisch geordnet. Jede Systematisierung wäre oberflächlich. Von ESG, SMD und Kindergottesdienst bis zur Bahnhofsmision, von Projekten in Entwicklungsländern bis zur politischen Aktivität sind viele Themenfelder vertreten. Manche sozial engagierten Studierenden haben eine verständliche Scheu, ihre Aktivität darzustellen. Es gehört zu ihrem Selbstverständnis, dass sie ihre Arbeit um der Sache willen tun und nicht um öffentliche Anerkennung zu finden. Wir sind umso mehr allen dankbar, die einen Beitrag geschrieben haben. Natürlich haben wir diese Selbstdarstellungen auch deswegen zusammengestellt, um Studierende (aber auch ihre Lehrer) zu sozialem Engage-

ment zu motivieren. Wer nur auf der Straße der Strebsamkeit pilgert, wird kaum glücklich. Aber darum geht es auch nicht beim sozialen Engagement.

\*

Wessen Lebensthematik die Suche nach Glück ist, wird durch soziales Engagement oft nur frustriert. Wer nach etwas Sinnvollem in seinem Leben sucht, wird etwas finden. Man kann geradezu folgende Abgrenzung treffen: Sinnvoll ist das, wofür wir etwas tun, auch wenn wir bei diesem Tun nicht nur glücklich werden. Daher stelle ich die Frage: Warum lohnt sich soziales Engagement? Warum ist es sinnvoll? Ich nenne vier Gründe.

Erstens: Man lernt andere Menschen kennen und gewinnt Vertrauen in *Zusammenarbeit* und Kooperation. Wenn man als einzelner in diese Welt eintritt, merkt man bald: Du hast keine Chance, die Welt zu ändern. Also nutze sie – zusammen mit anderen! Dann lohnt es sich. Jedes soziale Engagement ist von der Zuversicht getragen, dass auch andere Menschen, die einem völlig unbekannt waren, ähnlich denken und handeln. In seinem Umfeld findet man immer wieder andere Menschen in einer Kleingruppe, die zusammenarbeiten.

Zweitens: Durch soziales Engagement kann man etwas *Neues gestalten*. Es mag klein und bescheiden sein. Aber wenn es Ergebnis eigener Arbeit ist, hat man zusammen mit seiner Gruppe eine kleine Spur in dieser Welt hinterlassen. Etwas existiert, das ohne die eigene Arbeit nicht existieren würde. Menschen erleben sich hier als „Verursacher“. Daher sind Gestaltungsspielräume so wichtig. Soziales Engagement, das nur verwalten muss, was an Strukturen schon existiert, ist wenig motivierend. Daher muss man alle Strukturen sozialen Engagements so gestalten, dass sie immer wieder neu erfunden werden können.

Drittens: Soziales Engagement lässt eigene Kompetenzen und deren Grenzen erleben. Es gibt eine „*Kompetenzlust*“, die etwas schon deswegen gern tut, weil man gelernt hat, wie es geht. Oft aber entdeckt man in sich auch neue Fähigkeiten und entwickelt sie. Manche Kompetenzen dürfen nicht verfallen. Wie organisiert man eine Demonstration? Wenn das keiner mehr kann, wird es schwer sein, irgendwann einmal notwendigen Protest zum Ausdruck zu bringen. Wie geht man mit gestrandeten und gescheiterten Menschen um? Das kann man nicht aus Büchern lernen, sondern in Zusammenarbeit mit Menschen, die da schon Erfahrungen haben.

Viertens: Soziales Engagement braucht auch soziale *Anerkennung*, darf sich davon aber nicht abhängig machen. Es wird immer Menschen geben, die jedes soziale Engagement, das nicht der eigenen Karriere dient, für überflüssig und abwegig halten. Aber man wird immer wieder auf Menschen stoßen, die Achtung vor dem haben, was man tut. Unser Heft möchte dazu beitragen und ein wenig von der vielen guten Arbeit sichtbar machen, die oft im Verborgenen geschieht.

\*

Ich habe mir bei der Lektüre dieser Berichte oft gesagt: Es ist schön, dass es diese Menschen gibt, die das geschrieben haben, die über ihre Erfahrungen berichten und dabei auch selbstkritische Töne anschlagen. Wer sich irgendwo engagiert, verliert bald sozialromantische Träume. Wenn er sie durch realistische Vorstellungen ersetzt, umso besser. Etwas von diesem Realismus wird in vielen Beiträgen sichtbar.

Beim Lesen habe ich mich aber auch selbst gefragt: Wo hast Du Dich eigentlich in Deinem Leben über den eigenen Beruf hinaus engagiert? Könntest Du so beeindruckende Berichte schreiben wie einige unserer Studierenden es hier tun? Durch Engagement bei den Pfadfindern war ich eigentlich schon in meiner Jugendzeit darauf programmiert, mich irgendwo sozial zu engagieren. Aber die meisten Aktivitäten fielen in meine Studienzeit: Aktivitäten in der ESG, bei Amnesty-International, in der politischen Bildung von Schülern, in der Leitung von Kinderlagern usw. Ich weiß aus eigener Erfahrung, dass manche soziale Aktivitäten als Ausweichen vor einem ernsthaften Studium verdächtigen. Meine Erfahrung ist anders: Wer sich bei sozialen Aktivitäten sammelt, lernt früh, mit Terminkalender und Zeitknappheit umzugehen. Ich war mit Studium und Promotion sehr zeitig fertig. Aber danach – mit Familie und Beruf – wurden die Spielräume für soziales Engagement über die unmittelbaren Pflichten hinaus knapp, obwohl ich mir das ganz anders vorgestellt hatte. Ich habe Kollegen und Kolleginnen immer bewundert, die es fertig brachten, außerhalb ihrer akademischen Welt etwas zu bewegen. Warum waren meine sozialen Aktivitäten in meiner Studienzeit dennoch wertvoll? Ich nenne nur einen Punkt: Ich traf bei meinen sozialen Aktivitäten immer Menschen, die es weit besser machten als ich. Ich konnte mir bei ihnen viel anschauen und habe gleichzeitig gelernt, damit zufrieden zu sein, wenn etwas nicht ganz so gut bei mir klappte. Man trainiert so „Zermürbungsresistenz“. Ohne die erreicht man nichts im Leben. Und man wird darin geübt, zurückzutreten, wenn jemand da ist, der etwas besser kann.

\*

Der Protestantismus hat soziales Engagement immer hoch geschätzt, auch wenn er die „guten Werken“ kritisierte. Die Kritik der Werkgerechtigkeit war gegenüber dem Judentum ungerecht. Altes Testament und Judentum haben uns gelehrt, alles in Religion und Glauben daran zu messen, was für ethische „Früchte“ sie bringen. In der Aufklärung wurde das zum entscheidenden Kriterium, um Religionen zu beurteilen. Alle Religionen müssen sich daran messen, was sie Gutes und Böses bewirken. Die Ringparabel in Lessings „Nathan der Weise“ bringt das anschaulich zum Ausdruck. Heute ist dieses Kriterium angesichts von religiösem



---

Fundamentalismus und Fanatismus nötiger als je. Aber gerade deshalb ist es gut, dass im Protestantismus ein Bewusstsein lebendig ist: „Gute Werke“ tragen zum Heil nichts bei. Das wahre Leben beginnt jenseits der Moral. Moralisches Handeln geschieht nicht im Blick auf das Heil. Für mich waren deshalb zwei Ergebnisse einer Religionsgeographie Europas wichtig,<sup>2</sup> ein triviales und ein interessantes Ergebnis. Das triviale Ergebnis war: Religiöse Menschen neigen dazu, die Wirklichkeit hinzunehmen, wie sie ist. Atheistische Menschen wollen sie dagegen verändern. Interessant aber ist das Ergebnis: Es gibt eine Ausnahme: Protestanten überbieten alle andern im Willen, die Welt zu gestalten. In ihnen ist eine Unruhe, die Welt zu ändern oder etwas in ihr zu gestalten. Das möchte ich nur in einem Punkt ergänzen: Protestanten sind auch in religiöser Hinsicht radikal. Zu ihrem Glauben gehört es, in dem, was wir nicht beeinflussen können, einen Sinn zu finden, einen Auftrag oder eine zu akzeptierende Grenze. Viele sehen darin die Funktion der Religion, die auch in einer säkularisierten Welt nur durch Religion ausgeübt werden kann, obwohl Religion m.E. darin nicht aufgeht (Sie ist nicht nur Kontingenzbewältigung, sondern auch Kontingenzüberwindung). Der Glaube gibt auch dem einen Sinn, wovon wir schlechthin abhängig sind. Umso mehr, meinen viele, sollten wir wenigstens in jenem Bereich frei sein, den wir selbst mit Sinn erfüllen können – in unserem Leben, für das wir verantwortlich sind und das wir gestalten können. Protestanten sind aber überzeugt, dass sie den Sinn ihres Lebens nicht schaffen können. So wenig wir etwas dazu beigetragen haben, dass wir physisch existieren, so wenig können wir dazu beitragen, dass unsere Existenz sinnvoll ist – trotz allem, was wir an Sinnvollem tun. Protestanten fallen also in zweifacher Hinsicht auf: Sie haben ein großes Verantwortungsbewusstsein, das sie zum Handeln aktiviert, man kann auch sagen: zu Taten und „Werken“. Und sie haben gleichzeitig ein radikales Abhängigkeitsbewusstsein, das ihnen sagt: Der Sinn ihres Lebens ist nicht von ihrem Handeln, nicht von ihren Taten, nicht von ihren „Werken“ abhängig, sondern allein von Gott.

Lassen Sie mich an einem Gleichnis verdeutlichen, was das Besondere dieses Protestantismus mit seiner zweifachen Radikalität ist – sowohl seiner Radikalität der Weltgestaltung als auch seiner Gottesbeziehung. Dazu wähle ich die Parabel vom Gärtner, den es gar nicht gibt. Sie stammt von dem Philosophen Antony Flew. Er hat sie erzählt, um die Sinnlosigkeit des Redens von Gott deutlich zu machen. Eben diese Parabel dient mir seit langem dazu, den Sinn der Rede von Gott durch eine Neufassung dieser Parabel anschaulich zu machen. Worin das

---

<sup>2</sup> Diesen Gedanken habe ich schon einmal entfaltet in: Gerd Theißen, Protestantismus – ein Lebensprogramm für die moderne Welt? in: Protestantische Akzente, Gütersloh 2008, 13–15. Die Information über die Religionsstatistik Europas beziehe ich aus: R. Schloz, Zur Zukunft der Kirchenmitgliedschaft, Evangelische Theologie 63, 2003, 76–79, dort S. 77

---

Besondere der protestantischen Einstellung besteht, möchte ich dann durch kleine Variationen meiner Neuerzählung verdeutlichen.

Die Parabel vom Gärtner<sup>3</sup>

formuliert Skepsis gegenüber Gott:

Zwei Forschungsreisende stoßen im Urwald auf einen Garten,  
finden aber keinen Gärtner.  
Sie wollen ihn aufspüren,  
indem sie den Garten durch Zäune,  
Bluthunde und Elektrofällen bewachen.  
Aber die Zäune melden keinen unsichtbaren Gärtner,  
die Hunde schlagen nicht an,  
die Elektrofällen senden keinen Alarm.  
Sie fragen sich: Existiert der Gärtner überhaupt?

Der eine ist ein Glaubender.  
Er ist überzeugt, dass der Gärtner unempfindlich  
gegen elektrische Schläge ist,  
dass er ungehindert Zäune übersteigen kann  
und Hunde ihn nicht riechen können.  
Der andere ist ein Agnostiker.  
Er sieht keinen Unterschied zwischen einem unsichtbaren,  
ungreifbaren und ewig entweichenden Gärtner  
und einem Gärtner, den es gar nicht gibt.

Skeptiker und Gläubiger handeln in dieser Parabel nicht,  
wie religiöse Menschen handeln.  
Sie bauen Stacheldraht, hetzen Bluthunde  
und stellen Elektrofällen auf.  
Spricht es gegen Gott,  
dass er sich diesen Methoden entzieht,  
oder spricht das gegen ihre Methoden?

Wie aber reagieren religiöse Menschen  
auf die Entdeckung des Gartens?

---

<sup>3</sup> Diese Fassung der Parabel findet sich in: G. Theißen, Glaubenssätze. Ein kritischer Katechismus, Gütersloh <sup>3</sup>2013. Diese Fabel wurde vor allem von A. Flew (1923-2010) als Zusammenfassung seiner Religionskritik erzählt. In hohem Alter kehrte er zu einem deistischen Glauben an einen Schöpfergott zurück.

---

Sie veranstalten ein Fest,  
weil sie im Urwald Ordnung und Sinn gefunden haben.  
Sie beschließen, es immer wieder zu feiern.  
Sie formulieren Gebote, die dazu verpflichten,  
den Garten zu erhalten und zu pflegen.  
Sie erkennen, dass die Ordnung in ihm  
und in ihnen dieselbe ist:  
Beide sind Teil derselben Symphonie des Lebens.

Sie erzählen auch eine Geschichte von dem Gärtner,  
der alles geschaffen hat  
und der ihnen den Garten anvertraut hat.  
Diese Geschichte ist Poesie,  
aber sie hat Anspruch auf Wahrheit –  
wie die Parabel vom Gärtner,  
obwohl auch sie erfunden ist!

Wenn ich den Unterschied zwischen einem Protestanten und anderen religiösen Gruppen illustrieren sollte, so würde ich diese Parabel an zwei Stellen verändern: Zunächst würde ich versuchen, die typisch protestantische Einstellung zur Welt in die Parabel einzutragen. Wenn unter unseren Forschungsreisenden ein echter Protestant wäre, würde sich seine Reaktion von den Reaktionen anderer unterscheiden. Er würde sagen: Lasst uns den Garten im Urwald nicht nur pflegen und bewahren, sondern den ganzen Urwald zu einem Garten machen. Wenn andere schöne Gottesdienste feiern, um sich an der Entdeckung des Gartens zu freuen, würde ein richtiger Protestant sagen: Unser wichtigster Gottesdienst ist, diesen Garten weiter zu entwickeln und zu erweitern, so dass sich alle von ihm ernähren können. Der Protestantismus will nicht nur die vorgefundene Welt bewahren, sondern sie durch sein soziales Engagement neu gestalten. Er weiß, sie verändert sich ohnehin – und wir sind dafür mitverantwortlich. Darin besteht die Radikalität seiner Weltgestaltung.

Aber auch die typisch protestantische Beziehung zu Gott würde ich gerne in diese Parabel eintragen: die Theologie des Protestantismus – oder das, was ein Protestant vom Gärtner erzählt. Er erzählt wie alle anderen von Gott, der Kosmos und Erde, Urwald und Garten, dazu Pflanzen, Tiere und Menschen erschaffen hat. Viele erzählen das, um ihrer Zufriedenheit mit dem Ort, den sie in dieser Welt gefunden haben, Ausdruck zu geben. Ihr Glaube besteht in Dankbarkeit dafür, dass sie so geschaffen sind, wie sie sind. Und das ist gut so. Der Protestant aber weiß, dass er noch nicht fertig ist. Er ist geboren, um wiedergeboren zu werden. Er hofft, dass Gott ihn noch einmal umgestalten wird. Ohne diese Ausrichtung auf eine innere Erneuerung verfehlt er sein Leben. Aber gerade dabei erlebt er sich als radikal abhängig. Nicht nur in seiner physischen Existenz, sondern auch

hinsichtlich des Sinns seiner Existenz ist er abhängig von Gottes Wort, das ihm zusichert: Du bist unbedingt anerkannt. Und so wie er selbst den Auftrag hat, die Welt umzugestalten, so erlebt er Gott als eine große Kraft, die ihn umgestaltet: die ihn durch sein Wort aus einem fragwürdigen Menschen zu einem gerechtfertigten Christen macht.

Die Kritik der „Werkgerechtigkeit“ ist keine Abwertung der Werke – unseres ethischen Handelns und unseres „sozialen Engagements“. Durch sie wird Freiheit dafür geschaffen, dass unser Handeln um seiner selbst willen geschieht und um für andere Menschen etwas zu tun. Die Rechtfertigungslehre der Reformation war ein entscheidender Schritt in Richtung einer autonomen Ethik. Aber sie ist auch ein Schutz vor der Überforderung mancher autonomen Ethik: Wenn ein moderner Existenzialismus die Devise ausgibt, Du hast im Universum keine Chance, also nutze sie! – so steckt darin viel Verzweiflung. Gelöster handelt man, wenn man glaubt: Du hast eine Chance, ergreife sie aus Dankbarkeit gegenüber Gott.

Heidelberg, im Mai 2015

*Gerd Theißen*

# Emergent Deutschland

Dialog über Kirche und Theologie in der Spätmoderne

*Arne-Florian Bachmann*



*Geboren am 10.06.1985 in Nordhausen/Thüringen, Eltern: Industrieschlosser und Kindergärtnerin, 2001 umgezogen nach Ettlingen bei Karlsruhe, Engagement in verschiedenen christlichen Jugendkreisen, 2003 bis 2006 Mitherausgabe eines christlichen Online-Magazins über das Spannungsfeld zwischen Glaube, Kultur und Politik. Seit 2008 aktiv bei Emergent Deutschland. 2013 Abschluss des Staatsexamens in den Fächer Theologie und Geschichte. Seit April 2014 Promotion am Lehrstuhl für Ökumenische Theologie.*

Als ich schließlich im Auto saß mit Menschen, die mir vier Tage zuvor noch gänzlich unbekannt waren und die mir nun auf eigenartige Weise vertraut schienen, lag ein Gedanke fast zum Greifen in der Luft: „Wie soll man eigentlich anderen erzählen, was uns die letzten vier Tage so verbunden hat? Wie ließe sich ohne Ausschmückungen und Übertreibungen die Intensität der Auseinandersetzungen und Gespräche beschreiben?“

Hätte uns eine Kamera die letzten Tage begleitet, so hätte sie wenig Spektakuläres aufzeichnen können: vierzig Menschen aus verschiedenen kirchlichen Kontexten trafen sich im hessischen Hinterland, redeten, lasen Texte, feierten gemeinsam Gottesdienste, aßen und tranken gemeinsam. Eigentlich nichts, was nicht andernorts auch passiert. Doch irgendwie wirken die gängigen Label für diese Art Veranstaltung nicht passend, weder war es ein Seminar, eine theologische Fachtagung, noch eine Konferenz.

Vielleicht ließe sich das, was sich dort ereignete mit einem Begriff von Zygmunt Bauman als „Instant-Community“ bezeichnen. Ähnlich wie ein Flashmob kommen sehr verschiedene Menschen zusammen und lassen sehr kurzfristig einen Ort für Vernetzung und Zugehörigkeit entstehen.

Dies war im November 2014, und ich befand mich auf dem Rückweg von Con:Fusion, einem Format von Emergent Deutschland, einem ökumenischen Netzwerk, welches einen Dialog über Kirche und Glauben in der Spätmoderne anregen will.

\*

Mein Name ist Arne-Florian Bachmann, geboren 1985 in Thüringen. Im Wintersemester 2013/14 schloss ich mein Studium der evangelischen Theologie und der Geschichte ab. Seit dem Sommersemester 2014 promoviere ich am Lehrstuhl der Ökumenischen Theologie zum Thema Gastfreundschaft und seit September bin ich der Studienleiter des Ökumenischen Wohnheims. Und seit nunmehr acht Jahren engagiere ich mich bei Emergent Deutschland.

Emergent Deutschland begann als ein Vernetzungstreffen von verschiedenen Bloggern und Aktivistinnen und Aktivisten, die sich theologisch und praktisch mit gegenwärtigen sozio-kulturellen Veränderungsprozessen beschäftigten, die manche Spätmoderne, andere fluide Moderne oder Zweite Moderne nennen würden. Entscheidend war dabei für viele das Gefühl, dass altbewährte theologische Systeme, überkommene Sprach- und Gottesdienstformen in ihrer Umgebung ihre Wirkkraft eingebüßt haben und es einer ernsthaften Auseinandersetzung mit kulturellen Veränderungsprozessen bedarf, um erneut sprachfähig zu werden. Dabei war von Anfang an wichtig, dass bei Emergent Deutschland keine Art „Roadmap“ für eine neue Art des Christentums entwickelt wird. Es ging dabei nicht um Anpassungsprozesse oder um ein oberflächliches „Aufhübschen“ von Kirche und

Theologie, um das Christentum wieder zukunfts- und konkurrenzfähig am Markt der Weltanschauungen zu positionieren. Vielmehr bildet Emergent Deutschland den Rahmen für eine dialogisch ausgerichtete Suchbewegung von Menschen aus verschiedenen kirchlichen Hintergründen, vor allem jene, die sich eher am Rand ihrer jeweiligen Denomination befinden. Das macht Emergent Deutschland zu einer Bewegung der leisen Töne, die nicht durch große Konferenzen, theologische Erklärungen oder Gründungen von eigenen Gemeinden auffallen möchte, sondern die kreativen Ränder von verschiedenen christlichen Denominationen ins Gespräch über die zukünftige Gestalt von Kirche bringen möchte. Also eher das, was man heute eine Graswurzelbewegung nennen würde, also eine Bewegung, die sich primär auf lokale Veränderungen „bottom-up“ konzentrieren möchte. Daher stammt auch der Name „Emergent Deutschland“: emergente Prozesse bezeichnen das spontane Entstehen von komplexen Systemen, die sich durch Vielschichtigkeit, Fluidität und größere Veränderungsbereitschaft auszeichnen. Dies spiegelt die Beobachtung wieder, dass gerade an jenen kirchlichen Rändern, die sich sehr stark mit einer veränderten Kultur auseinandersetzen, ungeplant neue experimentelle Formen von Kirche und Verkündigung entstehen. Menschen an diesen kreativen Rändern benötigen oft einen Rahmen zur Reflexion, zur Ermutigung und zum Austausch. Dies könnte als die zentrale Aufgabe von Emergent bezeichnet werden: Christinnen und Christen unterschiedlicher Konfession in ihrer Suche nach neuen Formen der Rede von Gott, nach neuen Ausdrucksformen von kirchlicher Gemeinschaft in ihrer persönlichen Suche und Selbstklärung zu unterstützen, sie aus der Isolation herauszuholen, die eine solche Suche oft mit sich bringt, und sie miteinander ins Gespräch zu bringen.

Bei uns finden sich viele wieder, die den christlichen Glauben, wie sie ihn kennengelernt haben, nicht mehr in Einklang mit dem Ort bringen können, an dem sie in der Welt stehen; oder die das Gefühl haben, dass sie mit ihren Fragen, Zweifeln und Suchbewegungen nicht immer auf Verständnis in ihren Kirchen oder theologischen Ausbildungsstätten stoßen.

Viele verbindet das diffuse Gefühl, irgendwie „zwischen den Stühlen“ zu sitzen. Also die Unzulänglichkeit von bewährten Kategorien, die schlichtweg manche Lebenswirklichkeit nicht mehr gut erfassen: liberal oder konservativ, freikirchlich oder landeskirchlich, politisch oder fromm, der jeweiligen (Sub-)Kultur zugewandt oder stärker kulturkritisch eingestellt.

So findet sich in unseren Veranstaltungen der landeskirchliche Pastor aus der norddeutschen Tiefebene, der seit 30 Jahren einer Gemeinde im dörflichen Raum vorsteht, neben der urbanen Lebenskünstlerin, die kaum noch Bezug zu kirchlichen Strukturen hat, und dem freikirchlichen Jugendreferenten, einem Headhunter aus Frankfurt und Menschen, die in kommunitären und monastischen Kontexten leben, die theologisch und kulturell nichts zu verbinden scheint außer das Ringen mit ähnlichen Fragen. Gerade diese netzwerkartige „Ökumene von unten“, bei der die Begegnung und der Dialog im Vordergrund stehen, ist es, die für

mich auch nach vielen Jahren die ungebrochene Faszination von Emergent ausmacht. Denn im Begriff des Dialoges schwingt die Hoffnung mit, dass im gemeinsamen Austausch, im zwanglosen Sich-öffnen etwas liegt, das zwar sehr unscheinbar wirkt, aber mittelbar durchaus wertvolle Anstöße für die jeweiligen Glaubensgemeinschaften bieten kann.

Für viele ist dies ein Ort, an dem sie sich mit ihren Fragen ernst genommen fühlen und entdecken, dass andere mit teils ganz anderen theologisch-denominationellen Hintergründen, Lebensgeschichten und -entwürfen von ähnlichen Fragen umgetrieben werden. Das, was Emergent als Suchbewegung auszeichnet, ist vor allem die Erlaubnis „ins Unreine zu sprechen“, vorläufige, fragmentarische Gedanken auszuprobieren, Ideen auszutauschen und gemeinsame Experimente zu wagen. Der evangelische Pastor und Blogger Simon deVries schreibt zu seinen Erfahrungen mit Emergent Deutschland:

*„Das, was mir selbst wichtig ist, das kann ich bedenkenlos sagen, weil die anderen etwas aus meiner Geschichte lernen möchten. Das, was ich an Fragen und Zweifeln hab, kann ich äußern, weil ich weiß, dass uns eher die gemeinsamen Fragen und Zweifel verbinden als Antworten (wenn wir denn welche haben). Das, was bei mir an Ideen und Gedanken noch ganz unfertig ist, kann ich zur Verfügung stellen, weil ich ausreden darf und jemand anders etwas ergänzen wird, das meinem Gedanken mehr Tiefe verleiht, ihn in einen größeren Zusammenhang stellt oder auf andere Weise schön macht. Das, was mich selbst bewegt oder verletzt, kann ich anderen anvertrauen, weil ich weiß, dass sie sensibel damit umgehen werden. Wer einmal eine Pfarrkonferenz erlebt hat, mag nachvollziehen können, wie sehr man anschließend nach solchen Orten der Wertschätzung und Offenheit hungert und dürstet.“*

Doch bedeutet „Offenheit und Wertschätzung“ gerade nicht Konfliktvermeidung und Ausblenden von kulturellen, theologischen und politischen Differenzen. Gerade vor dem Hintergrund einer Atmosphäre der grundlegenden Wertschätzung und Lernbereitschaft können dann diese Unterschiede ausgetragen werden und bereichernd wirken. Dort, wo der Versuch aufgegeben wird, weltanschaulich-theologische Einheitlichkeit herzustellen, entsteht ein Raum, in dem man Konflikte produktiv austragen kann, miteinander ringen kann und die Andersheit des Anderen als bereichernd erfahren kann. So ist Dialog kein harmloses und kritikloses Feiern der eigenen Offenheit, sondern es schwingt die Möglichkeit mit, in den eigenen Denkvoraussetzungen erschüttert und vom anderen herausgefordert zu werden. Dialog heißt also auch die Pflege einer produktiven Streitkultur.



*Wie sahen nun unsere Treffen in der letzten Zeit aus?*

Seit sieben Jahren war unsere zentrale Veranstaltung das sogenannte Emergent Forum. Am ersten Adventswochenende in wechselnden Städten in Deutschland war es ein Veranstaltungsformat für 100-150 Menschen, bei dem die Vernetzung im Vordergrund stand. Inhaltlich bestand ein breites Spektrum zwischen eher kontemplativen Themen (2013 zum Thema „Alltagsspiritualität“) und stärker politischen Fragestellungen (2012 zum Thema „Die Macht der Ohnmächtigen“). Das Forum besteht meist lediglich aus zwei bis drei Referaten, die über das Wochenende verteilt sind, und vielen Workshops. Bei diesen Workshops stellten sich auch andere Initiativen vor (wie es 2012 das befreiungstheologische Netzwerk tat). Gerahmt ist das ganze durch ein ansprechendes Kulturprogramm: meistens werden lokale Singer/Songwriter eingeladen, es gibt Experimente wie Stummfilm-DJ oder Pecha Kuchas. Großen Wert wird auf das leibliche Wohl gelegt: gutes Essen, Trinken und natürlich der Kaffee sind zentral. Meistens gibt es am Adventssonntag noch einen gemeinsamen Gottesdienst zusammen mit der jeweiligen Gemeinschaft, bei der wir zu Gast sein durften. Unter dem Jahr findet dann inhaltlicher Austausch in den Initiativen statt. Dabei gab es zum Beispiel die Communio-Initiative, die nach neuen Formen quasi-monastischen Lebens in urbanen Kontexten sucht, das feministische Netzwerk bei Emergent und die Theologie-Initiative, die sich zusätzlich ein Wochenende im Jahr trifft und gemeinsame Texte erarbeitet (zuletzt: das ÖRK Papier „Gemeinsam für das Leben. Mission in sich wandelnden Kontexten“).

Doch es wurde der Wunsch laut, einmal mit mehr Zeit inhaltlich zu arbeiten. Dafür wurde das oben genannte Format „Con:Fusion“ geschaffen. Eingebettet in einen gemeinsamen liturgischen Rhythmus, der aus Tagesgebeten der englischen Northumbria Community entlehnt wurde, beschäftigten wir uns vier Tagen intensiv mit inhaltlicher Arbeit. So sollten sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer für einen von drei möglichen Themensträngen entscheiden, denen man sich mit kleineren Arbeitsgruppen näherte.

Unter dem Schlagwort der Entbürgerlichung suchten wir nach Auswegen aus theologischen, politischen und ästhetischen Engführungen des europäischen Christentums, während sich ein anderer Themenstrang mit der politischen Theologie Walter Winks beschäftigte.

In der Gruppe, die ich selbst anleitete, lasen wir Ausschnitte aus der Soziologie und Gegenwartsdiagnose Zygmunt Baumanns. Sein zentraler Begriff ist die „Flüssige Moderne“. Er geht davon aus, dass in der Frühen Neuzeit die moderne Gesellschaft als eine „solide“ Gesellschaftsform entstand, die sich durch jenen „stahlharten Käfig“ (Max Weber) technischer Rationalität, Bürokratisierung und wirtschaftlicher Planbarkeit („fordistische Wirtschaft“) auszeichnete. Ein zentra-

les Merkmal der soliden Gesellschaftsform war es, dass sie die grundlegenden Ambivalenzen der Welt durch eindeutige Grenzziehung und durch rational-technische Gestaltung zu bewältigen suchte. Diese festen Zusammenhänge haben sich durch eine beschleunigte Modernisierung, durch die Schwächung des Nationalstaates als zentraler Integrationsinstanz, durch Flexibilisierung und eine Politik der Deregulierung in den 90er Jahren immer weiter verflüssigt. In der Metapher des Flüssigen steckt zum einen eine große Formbarkeit und Beweglichkeit, zum anderen aber auch ein geringerer Grad an Bindung und den Verlust der Fähigkeit, Widerstand zu leisten. Was in einer soliden Gesellschaft Aufgabe der technisch-rationalen Ordnung ist, nämlich Ambivalenzen durch Grenzziehung zu bewältigen, muss nun das Individuum erledigen. Das Individuum erfährt ein Gefühl von Identität nicht mehr durch eindeutige Verortung in der gesellschaftlichen Ordnung, sondern muss seinen Platz selbst schaffen durch Teilhabe am Konsumprozess. Diese Auflösung von Zusammenhängen und stabilen Bindungen stellt für diejenigen, die es sich leisten können, ein Zugewinn an persönlicher Freiheit dar. Doch führt dies auch zu einer grundlegenden Entsolidarisierung und Fragmentierung von Lebenszusammenhängen. An diese Analyse anschließend fragten wir, wie der Ort von Glaubensgemeinschaften in einer fluiden Welt aussehen kann. Dabei wurde sehr schnell klar, dass es weder um eine Anpassung an die marktförmigen Bedingungen der fluiden Moderne gehen kann noch um ein einfaches Zurück zu stärker soliden Formen der Religion. Dort, wo Religion lediglich Heimatgefühle bedienen soll, steht sie in Gefahr, Teil einer Flucht vor den Ambivalenzen der Gegenwart zu werden. Gleichzeitig scheint eine einfache Anpassung an die kulturellen Wahrnehmungsmuster der Gegenwart in der Gefahr zu stehen, einem unkritischen Ästhetizismus zu verfallen, der sich zwar um die Anschlussfähigkeit des eigenen Glaubens bemüht, aber die kritischen Potenziale der eigenen Tradition ausblendet. Keine Inkulturation ohne Kritik, könnte man sagen, aber gleichzeitig gilt es sich auch von jener floskelhaften, pauschalen Kulturkritik zu verabschieden, der man anmerkt, dass sie die Aporien und Sackgassen der Gegenwart nicht wirklich trifft („postmoderner Relativismus“, „Ideologie der Selbstverwirklichung“ etc.). Mit einer Haltung, die bereit ist, sich sehr weit auf die Sensibilitäten der Gegenwart einzulassen – weil sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer schlicht selbst als Teil dieser Prozesse erleben – wird auch die Kritik der Gegenwart präziser. Konkreter redeten wir dann über die Gestalt von Gemeinschaften und die Frage, wie Gemeinschaften aussähen, die stärker an den fluiden Pol der Gegenwart angesiedelt wären. Es benötigt dabei einen sehr großen Grad an Offenheit, Experimentierfreude und der Fähigkeit, sich auf Neues einzulassen. Dennoch braucht es auch einen gewissen Grad an „Viskosität“, also ein Minimum an Institutionalisierung und der Bereitschaft zur Verbindlichkeit bei einigen Mitgliedern, damit überhaupt auf längere Sicht von einer Gemeinschaft gesprochen werden kann. Dadurch gelangt man auch zu einem anderen Verständnis von Prozessen der Institutionalisierung. Institutionalisierung zielt dann weniger auf die Schaffung von Berechenbarkeit, Vorhersehbarkeit und Ein-

deutigkeit, sondern auf das Offenhalten von Räumen, die sich ohne Institutionalisierung von selbst wieder schließen würden. Außerdem redeten wir über die Gestaltung von Lebensformen in einer fluiden Welt. Wir setzten Baumans „fluiden Lebensformen“ des Vagabunden, der seine eigene Heimatlosigkeit und Unzugehörigkeit pflegt, und des Flaneurs, der ziellos durch das Leben geht, die Lebensform des Gastgebers entgegen. Der Gastgeber gestaltet Räume, öffnet diese und hält sie offen, damit andere eintreten können. Die Lebensform des Gastgebers verbindet einen hohen Grad an Offenheit und Unbestimmtheit mit einer großen Verlässlichkeit und Solidarität. Anstatt über die Unzuverlässigkeit und Unverbindlichkeit seiner Mitmenschen zu klagen, hat er sich selbst dafür entschieden, verlässlich für andere da zu sein. Rechtfertigungstheologisch ließe sich davon sprechen, dass der Gastgeber „andere annimmt, wie Jesus Christus ihn angenommen hat“. Dies waren erste Spuren, die sich aus den gemeinsamen Gesprächen ergaben und die weiterzuverfolgen ich für sehr gewinnbringend halte.

Seit sechs Jahren arbeite ich nun im Koordinationskreis von Emergent Deutschland mit, habe zahlreiche Emergent-Foren mitorganisiert, Workshops und Referate gehalten und Kontakte und Freundschaften gepflegt. Es ist erstaunlich für mich, wie vital diese Bewegung noch ist und wieviel Potenzial darin zu stecken scheint. Die Con:Fusion im letzten Jahr war nach kurzer Zeit ausgebucht. Entsteht bisweilen auch der Eindruck, dass diese Arbeit wenig greifbar sei, so trifft genau diese Art der Unbestimmtheit auf ein Bedürfnis jenseits von starken Festlegungen den Glauben noch einmal neu zu reflektieren ohne diesen dabei inhaltlich zu entleeren. So finden bei den Veranstaltungen von Emergent viele Menschen einen sicheren Ort, an denen sie sowohl Fragen und Zweifel, als auch Träume und Quergedachtes äußern dürfen.

Ich habe dabei sehr viel gelernt über Gremienarbeit und über eine produktive, streitbare Diskussionskultur, die eine solche Arbeit voranbringt. Vor allem hat mich das Engagement bei Emergent in meinem Denken beeinflusst. Nicht nur, dass ich seit vielen Jahren immer wieder an Gegenwartsdiagnosen arbeite, sondern vor allem der dialogisch-tentative Stil von Emergent hat mich stark geprägt. Die Erlaubnis zum Experimentieren im Denken und im (kirchlichen) Handeln und die Offenheit für neue Impulse sowie die Bereitschaft sich je neu auf sein Gegenüber einzulassen sind für mich persönliche „Kernwerte“ geworden. So ist dann Dialog nicht mehr eine Form um reale Unterschiede unter dem Postulat von Gemeinsamkeiten zu ersticken, sondern eine Möglichkeit sich trotz bleibender Unterschiede zu begegnen und zu bereichern. Gleichzeitig habe ich gelernt, mich unbefangen auf eine in erster Linie säkular geprägte Kultur einzulassen und mir jeden weltanschaulichen Rückzug in die Sicherheit kleiner Parallelwelten zu versagen. So ist Emergent Deutschland zugleich ein Ort, der Heimat bietet und einer, der zum Aufbruch ermutigt.

# Studentenmission Deutschland

SMD

*Susanne Elisabeth Baur*



*Geboren: 04.03.1991 in Böblingen, aufgewachsen in Sindelfingen und Ludwigsburg. Grundschule: Pestalozzi-Grundschule in Ludwigsburg: 1997-2001; Gymnasium: Friedrich-Schiller Gymnasium in Ludwigsburg: 2001-2010; Allgemeine Hochschulreife: 2010; Diakonisches Jahr im Ausland (DJiA) mit der Organisation Evangelische Freiwilligendienste gGmbH in der Olaus-Petri Kirchengemeinde in Örebro (Schweden): 2010-2011; Studium an der Universität Heidelberg ab dem Wintersemester 2011/2012: Ev. Theologie und Anglistik auf Lehramt; Fachwechsel von Anglistik zu Geographie zum Wintersemester 2012/2013; Auslandsstudium an der Universität Uppsala (Schweden): Wintersemester 2014/2015 und Sommersemester 2015; Fachsemesterzahl im Sommersemester 2015: Ev. Theologie (6), Geographie (4)*

Mein Name ist Susanne Baur und ich studiere seit dem Wintersemester 2011 in Heidelberg Theologie auf Lehramt. Neben Theologie studiere ich Geographie, sodass ich mit meiner Fächerkombination räumlich die „Altstadt und das Neuenheimer Feld“ und inhaltlich „Himmel und Erde“ abdecke. Für das Theologiestudium habe ich mich nach einem Diakonischen Jahr im Ausland in Schweden entschieden. Da ich dort in einer Kirchengemeinde gearbeitet habe, hatte ich einen intensiven Einblick in die Arbeit der Mitarbeiter/innen und Pfarrer/innen und ihre tägliche Arbeit mit Gemeindemitgliedern jeden Alters. Zudem war das Miterleben der speziellen schwedisch-lutherischen Theologie und Liturgie eine Herausforderung für meine eigenen Vorstellungen und Gewohnheiten. Schrittweise wurde dies aber immer mehr zu einer Bereicherung meines theologischen Horizonts. Schon durch mein Aufwachsen in einer Theologenfamilie, bestehend aus einer katholischen Religionslehrerin und einem evangelischen Pfarrer, habe ich gelebte Ökumene mit allen Schwierigkeiten und Freuden erfahren. Daher liegen mir der Austausch und die Verständigung zwischen den Konfessionen und Religionen am Herzen.

Seit meiner Jugend arbeitete ich in der kirchlichen Kinder- und Jugendarbeit in Gemeinde und CVJM mit. Das Interesse an der Vielfalt theologischen Denkens und die Freude an der Arbeit mit Kindern motivierten mich dazu Theologie auf Gymnasiallehramt zu studieren. Zwar beansprucht das Studium an sich einen Großteil meiner Zeit, jedoch erfüllt es nicht das gesamte Studentenleben. Neben Freunden, Fachschaftsarbeit, Sport und anderen Freizeitaktivitäten, engagiere ich mich ehrenamtlich in der SMD Heidelberg, einer der vielen christlichen Hochschulgruppen vor Ort. Die SMD wurde 1949 als „Studentenmission in Deutschland“ gegründet und bietet Aktivitäten für Schüler/innen, Studierende und Akademiker/innen an. Heutzutage ist die Hochschul-SMD ein Netzwerk mit circa 70 örtlichen Gruppen vor allem in Hochschulstädten. Zur SMD Heidelberg kommen Studenten aller Fachrichtungen der Universität und der Pädagogischen Hochschule. Diese Studentengruppe ist offen für Christen aller Konfessionen sowie an christlichen Themen interessierten Nicht-Christen. Daher prägt auch hier die Ökumene die Aktivitäten der Gruppe, zu denen Hauskreise, Freizeitangebote und die „Plöck“ zählen. Die „Plöck“ ist das Herzstück der SMD Heidelberg. Sie ist der alle zwei Wochen stattfindende Großgruppenabend in einem Raum in der gleichnamigen Straße. Diese Abende bestehen aus einem dreiteiligen Konzept – „Glauben“, „Denken“ und „Erleben“. Der erste Teil „Glauben“ ist eine 30 minütige (Lobpreis-)Zeit für Lieder und Gebete. Auf „Glauben“ folgt „Denken“. Der „Denken“-Teil beinhaltet einen Vortrag durch eine/n Referenten/in zu diversen Themen des Glaubens und Lebens sowie einer anschließenden Diskussions- und Fragerunde. Die Vorträge sollen sowohl Mitglieder der SMD, andere Christen, als auch neue Teilnehmer/innen und Glaubensferne ansprechen. Nach dem „Denken“-Teil folgt „Erleben“, bestehend aus einem gemeinsamen Abendessen und

verschiedenen Gemeinschaftsaktionen, wie Spielen, Sport, oder sonstigem in der Gruppe. Hier kommen der Spaß und das Miteinander nicht zu kurz. Wie alle anderen neuen Studenten suchte ich zu Beginn meines Studiums nach Aktivitäten und Gruppen außerhalb des Studiums. Da ich immer in einem kirchlichen Umfeld verankert war, wollte ich unbedingt den Anschluss zu einer Gemeinde finden, um mich dort zu engagieren und meine geistigen Bedürfnisse zu erfüllen. Da mir der Kontakt zu einer örtlichen Gemeinde jedoch relativ schwer fiel, war ich froh über Kommilitonen von christlichen Hochschulgruppen zu erfahren. In Heidelberg ist das Angebot an christlichen Gruppen für Studenten sehr reich und vielfältig. So besuchte ich zunächst die Gottesdienste der Gruppe „Campus für Christus“ und lernte dort neue Leute und Lobpreisformen kennen. Bald fand ich Anschluss und beteiligte mich aktiv in der Gruppe. Im zweiten Semester wollte ich jedoch etwas Neues ausprobieren und besuchte verschiedene Gruppen in der christlichen Hochschullandschaft. Die SMD Heidelberg war eine davon. Dadurch, dass diese Gruppe kleiner ist als Campus für Christus, und das Konzept der „Plöck“ mit ihrem Fokus auf Lobpreis, Nachdenken über theologische Themen und die Gemeinschaft mich ansprachen, fand ich mit der SMD eine Gruppe, die meinen Bedürfnissen und Vorstellungen entsprach und das Angebot von Campus für Christus ergänzte. Die Gruppe wurde ein Ort des Austausches und der Diskussion außerhalb des Studiums mit gleichgesinnten Studenten mit verschiedenen Hintergründen, Vorstellungen und Lebenserfahrungen.

Zunächst war ich nur „Konsumentin“ und „Teilnehmerin“ der Gruppenangebote. Doch dies änderte sich glücklicherweise und kam meinem wachsenden Bedürfnis an aktiver Mitarbeit in dieser Gruppe entgegen. Da mich mein Einsatz in der anderen Gruppe immer weniger erfüllte, war ich erfreut, dass ich von einem anderen Mitglied gefragt wurde, ob ich mich gerne in der SMD an der Themenplanung für das Sommersemester 2014 beteiligen würde. Dies war genau das Richtige für mich, da es sich um einen um Organisation „hinter den Kulissen“ als auch die Vorstellung der Themen in der Gruppe und die Leitung der Abende handelte. Referenten und Referentinnen für interessante und auch kontroverse Vorträge aus verschiedenen Fachgebieten zu finden, war mir ein wichtiges Anliegen, da dies für die Attraktivität der SMD entscheidend ist. Die Themenplanung für den Teil „Denken“ ist ein längerer Prozess. Zunächst musste ein Semesterthema gefunden werden. In unserem Planungsteam entwickelten wir verschiedene Vorschläge zu praktischen und theoretischen theologischen Fragestellungen. Diese schlugen wir der Großgruppe zur Abstimmung vor, sodass ein Semesterthema bestimmt wurde. In der zweiten Planungsphase mussten entsprechende Teilthemen und mögliche Referenten/innen gefunden, sowie alles mit den Terminen der „Plöck“ abgestimmt werden. Dieser Prozess verlangte viel Kreativität und Geduld. Nebenbei muss man ja auch noch studieren und hat weitere Verpflichtungen, so dass es nicht einfach war, passende Termine für alle Mitglieder im Team zu finden. Koordination und Flexibilität waren ebenso für die Absprache mit den gewünschten Referenten/innen notwendig als auch für die Verbindung ihrer und

unserer Vorstellungen nötig. Nach der Planungsphase folgte während des Semesters die spannende Zeit, in der sich gezeigt hat, dass sich unsere Vorarbeit bewährt hatte. Wir wussten zum Semesteranfang noch nicht, ob die Referenten/innen ihre Vorträge ansprechend gestalten und unsere Kommilitonen die Vorträge positiv aufnehmen würden. So war jede „Plöck“ ein Nervenkitzel für mich. Meistens wussten wir außer dem Namen der/s Referenten/in kaum mehr als unsere Kommilitonen und waren selbst gespannt, wer sich dahinter verbarg und ob die Person auch kommen würde. Als zuständige Moderatoren des Abends recherchierten wir daher zuvor zu jedem/r Referent/in. Genaueres brachte dann aber die einzelne „Plöck“. So war es jedes Mal spannend, den Referenten persönliche Fragen zu ihrem Werdegang und ihrem Glauben zu stellen. Hier wurde klar, dass alle ihre eigenen Schicksale hatten – egal in welcher Position sie heute sind. Dies ist für mich immer sehr ermutigend, besonders bei eigenen Krisen im Studium und im persönlichen Leben. Es musste durch den gesamte Abend geleitet werden, was die Vorstellung des Referenten und des Themas sowie Ankündigungen der kommenden Termine und die Strukturierung des Treffens beinhaltet. Außer dem Vorbereiten und Betreuen eines Großgruppentreffens mit Referentenvortrag, bereitete ich einen offenen Abend mit vor, in dem die Gruppe aktiv beteiligt werden sollte. Dieser Abend behandelte das Thema „Einheit in Vielfalt“ und lag somit in meinem eigenen Interesse an Ökumene. Dieser Abend verlangte sehr viel Vorbereitung und Vorüberlegungen. Schließlich musste ein neues Konzept ausgearbeitet werden, damit sich alle in der Diskussion beteiligen konnten und diese zugleich nicht in großen Streit ausartete. Dieser Abend war ein Experiment für uns und der Ausgang ungewiss. Nach einem kleinen Input eines unserer Planungsmitglieder, folgte die Gruppenphase, in der in Kleingruppen über als Anregung vorgegebene Fragen und Aussagen diskutiert werden und anschließend die Hauptergebnisse im Plenum gesammelt werden sollten. Die vorherige Moderation eines Großgruppentreffens ermutigte mich dazu, die Gesamtleitung dieses Abends zu übernehmen. Die Gruppendiskussionen verliefen gemischt, jedoch wurde der Abend überwiegend positiv aufgenommen und von der Gruppe aktiv mitgestaltet. So war die Gestaltung des Abends erfolgreich, auch wenn man für eine ähnliche Abendgestaltung noch Verbesserungen bräuchte.

Wenn ich auf mein aktivstes Semester zurückblicke, stelle ich fest, wie sehr mein ehrenamtliches Engagement mein gesamtes Leben bereichert hat. Die Begegnungen mit den Menschen und die gemeisterten Herausforderungen haben mich geprägt und zu der Person gemacht, die ich heute bin. Ich habe in jeder Situation Neues über mich und den Umgang mit anderen gelernt. Meine Stärken und Interessen wurden mir bewusst und ich kann sie heute besser nutzen und einbringen. Schwierigkeiten traten ebenfalls immer wieder auf und zeigten mir meine Grenzen und Schwächen. Ich war froh, wie aber auch Hürden nicht unüberwindbar waren und ich daran wachsen konnte. So hatte ich vor meinem Engagement in der Themenplanung Hemmungen, fremde Personen aus einem anderen Lebensbereich einfach anzufragen und meine Anliegen zu vertreten. Auch habe

ich es mir erst nicht zugetraut, vor einer großen Gruppe von Mitstudierenden einen Gruppenabend zu leiten. Doch die Ermutigung meiner Kommilitonen und das Vertrauen auf Gottes Hilfe bestärkten und unterstützten mich. Es ist schön, sich in einem so offenen Rahmen ausprobieren zu können und zu wissen, dass man nicht unter einem Prüfungs- und Urteilsdruck steht. Besonders auch die Vorbereitung der Themen und der Großgruppenabende haben mir große Freude bereitet. Wenn man nach einer gelungenen „Plöck“ zufrieden nach Hause fahren kann, kann man auf seine Mitarbeit im Team stolz sein. Durch die Arbeit im Planungsteam erlebte ich die SMD von der Innenperspektive und fühlte mich stärker zugehörig als nur als Teilnehmerin. So hat mein Einsatz nicht nur für die Gruppe etwas bewirkt, sondern hat mir persönlich geholfen, mich weiter zu entwickeln. Alles was ich durch meine ehrenamtliche Aktivität in der SMD gelernt habe, wird mir in meinem Beruf und Privatleben nützlich sein. So komplettiert das praktische Engagement mein Theologiestudium und lässt mich Theologie und Glauben in einem außeruniversitären Raum erleben. Daher empfehle ich jedem und jeder Theologiestudierenden/m in einer Gemeinde, kirchlichen Einrichtung oder Hochschulgruppe mitzuwirken. Es gibt unzählige Möglichkeiten der Gruppen und Tätigkeitsfelder. Es lohnt sich auf jeden Fall – schließlich ist Studieren mehr als nur in Vorlesungen zu sitzen und Hausarbeiten zu schreiben! Bringe dich aktiv ein, frei nach Jakobus 1,22: „seid aber Täter des Wortes und nicht Hörer allein“ (Lutherbibel).

Weitere Informationen:

[smd.org](http://smd.org) (SMD)

[smd-heidelberg.de/wordpress/](http://smd-heidelberg.de/wordpress/) (SMD Heidelberg)

SMD-Freizeit 2014: Glauben. Denken. ERLEBEN!

Quelle: SMD Heidelberg



# Zwischen Brasilien, Ägypten und Deutschland

## Ein dreifaches Kennenlernen

*Caroline Boysen*



*Geboren am 10.11.1983 in Lahr/Baden-Württemberg. 10/2003-09/2004 Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) in Rio de Janeiro/Brasilien; 02/2009 – 08/2009 Sozialpraktikum in Kairo/Ägypten; 04/2013 – 09/2013 Sozial- und Gemeindepraktikum in Curitiba/Brasilien; Studium der Ev. Theologie in Berlin und Heidelberg 2005 bis 2013. Kirchliches Examen in Hamburg am 29.01.2014. Tätigkeiten während der Studienzeit am NT-Lehrstuhl Prof. G. Theißen, AT-Lehrstuhl Prof. M. Oeming, PT-Lehrstuhl Prof. F. Lienhard und am DWI Prof. J. Eurich. Ehrenamtliche Mitarbeit in: Psychologischer Besuchsdienst Heidelberg, Frauengruppe JVA Heidelberg, CityGemeinde Hafen\_Konkordien Mannheim und Übungsleiterin bei den Diakonischen Hausgemeinschaften/ Heidelberg und DORCAS/ Curitiba. Lebt seit Februar 2014 mit ihrer Familie bei Curitiba/Brasilien und arbeitet derzeit in der Erwachsenenbildung.*

„Mitleben – mitbeten – mitarbeiten“ so lautete das Motto des Freiwilligenprogramms MAZ, unter dessen Trägerschaft ich mich 2003/04 zum ersten Mal außerhalb Europas sozial engagierte. Dieses dreidimensionale Miteinander als Lebensform hat mich auch später bei all meinen Auslandsaufenthalten nachhaltig geprägt.

In eine fremde Kultur einzutauchen, hat gemeinsame Wesenszüge mit dem Erlernen einer Fremdsprache. Bevor die fremden Klänge vertraut werden, vergeht einiges an Zeit, in der die eigene Sprache bzw. Kultur permanenter Ausgangs- und Bezugspunkt ist. Immer wieder werden die fremden Muster mit bekannten Parallelen abgeglichen und der Kopf schwirrt vor lauter Übersetzungsprozessen. Wenn aber weder bewährte Erklärungsansätze greifen, noch auf altbekannte Muster zurückgegriffen werden kann, wenn vollkommen fremde Denkweisen und Wertvorstellungen vorliegen, dann wird es wirklich interessant und zugleich kräftezehrend.

Die Erfahrung mit dem ganz Anderen, die Begegnung mit Menschen und ihren Lebensgeschichten ziehen mich auch heute immer wieder aufs Neue an. Allerdings beanspruchen sie reichlich Raum und Zeit und setzen m.E. einen gelebten Alltag voraus, der über ein bloßes Reinschnuppern hinausgeht. Die Arbeit in Sozialprojekten, sei es über kirchliche oder weltliche Träger, bot mir persönlich die Möglichkeit, über einen längeren Zeitraum an einem festen Ort "mitleben – mitbeten – mitarbeiten" zu können und im Idealfall einen sinnvollen Beitrag zu leisten.

Im Folgenden möchte ich in kurzen Auszügen über drei Stationen meiner Arbeit in Sozialprojekten im Ausland berichten.

\*

In vielerlei Hinsicht noch ein Grünschnabel trat ich im direkten Anschluss an mein Abitur mein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) in Brasilien an; zum ersten Mal außerhalb Europas und fernab von bekannten Bezügen; zum ersten Mal in einer Millionenmetropole wie Rio de Janeiro; zum ersten Mal ganz auf mich allein gestellt, an einem fremden Ort, mit einer fremden Sprache, fremden Gesichtern, Klängen und Gerüchen und einer vollkommen neuen Lebensrealität.

Die gemeinnützige Nichtregierungsorganisation Associação Beneficente AMAR, für die ich tätig war, arbeitete zu dieser Zeit mit über 300 Kindern und Jugendlichen im nördlichen Teil Rio de Janeiros. Zwei Mal wöchentlich begleitete ich jeweils vormittags ein Team bei der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, die auf der Straße lebten. Gemeinsames Essen, Fußball Spielen oder Perlenarmbänder Knüpfen dienten als Eisbrecher und Türöffner für Gespräche. Schrittweise wurde so ein Vertrauensnetz geknüpft – die unerlässliche Voraussetzung, sich gegenseitig die Hand zu reichen. Ich prallte hier auf eine Lebensrealität, die von

konstanter Gewalt geprägt war, und stieß dabei mehr als einmal an meine persönlichen Grenzen.

Die Begegnung mit diesen Kindern und Jugendlichen rüttelte mich in vielerlei Hinsicht wach. Auch wenn ich zu dieser Zeit den Begriff der strukturellen Sünde noch nicht kannte, bekam ich zumindest ein Gefühl dafür, inwiefern fest eingefahrene Unrechtsstrukturen jegliche Form eines friedlichen Miteinanders verhindern. Ich sah, wie Kinder von ihren eigenen Müttern verstoßen wurden, da der neue Partner seine eigene Familie gründen wollte. Wie Kinder anstatt Liebe und Geborgenheit auch von Seiten der Gesellschaft nur Ablehnung erfuhren und sich selbst als unerwünschte Belastung wahrnahmen. Wie sie von der korrupten und gewaltbereiten Militärpolizei massiv verfolgt wurden und wie aus Opfern zwangsläufig Täter wurden. Denn Kinder und Jugendliche mit solch einem Erfahrungshintergrund geraten oftmals in eine Spirale aus Drogenkonsum und Beschaffungskriminalität.

Dieser Gewaltspirale setzte das Projekt Abordagem neue Perspektiven entgegen: sei es der Ausblick auf eine betreute Rückkehr zur Familie, ein Neuanfang in Jugendeinrichtungen und betreuten Wohngemeinschaften oder ein Platz in einer Ausbildungsstätte. Eine langfristige Veränderung ist allerdings nur möglich, wenn die neuen Lebenswege gemeinsam gestaltet werden. Es gibt keine allgemühtige Lösung, die dann einfach übergestülpt wird. Insofern besteht der erste Schritt in einem unvoreingenommenen Zuhören. Die individuellen Lebensgeschichten bilden den Schlüssel und erst hierauf aufbauend kann ein vereintes Handeln entstehen. Doch das erfordert Zeit und Geduld. Da war mein falscher Tatendrang alles andere als hilfreich. Eine Erfahrung hat sich mir in diesem Zusammenhang besonders eingebrannt:

Lucinda war gerade einmal 16 Jahre alt, lebte aber bereits die Hälfte ihres Lebens auf der Straße und war im fünften Monat schwanger, als ich sie kennen lernte. Die Sozialarbeiterin begleitete sie zu allen Routineuntersuchungen, half bei bürokratischen Hürden und versuchte langsam ein Band zu knüpfen. Das zog sich über Monate hin und mir dauerte das entschieden zu lange. Je näher ich jedoch Lucinda kennen lernte und tiefere Einblicke in ihre Geschichte und ihren Alltag gewann, umso mehr musste ich einsehen, dass sie in keinem Schnellverfahren von der Straße weggerissen werden konnte. Denn so gefährlich das Leben auf der Straße auch war, es war Lucindas Leben. Hier hatte sie sich im Laufe der Jahre eingerichtet und Wurzeln geschlagen. Lucinda hatte in den anderen Straßenkindern eine Familie gefunden und konnte weder sie noch ihre Freiheit einfach so aufgeben. Es brauchte viel Zeit und Überzeugungskraft, um ein Umdenken in Gang zu setzen. In Lucindas Fall konnte der Kontakt zu ihrer Familie schrittweise wieder aufgebaut und ein Therapieplatz in einer Jugendeinrichtung vermittelt werden.

Ich hatte für meinen Teil gelernt, dass ich mit meinen schwarz-weiß Schablonen und übereiltem Handeln nicht weit kam. Sich allerdings von vertrauten

Denkmustern zu befreien und der anderen Seite ihr Anderssein zuzugestehen, ist ein anstrengender Lernprozess, der mich bis heute fordert.

Nachdem ich meinen Alltag auf Portugiesisch bestreiten konnte, übernahm ich die Bildung und spätere Leitung eines Theaterprojekts für Kinder im Hauptsitz der Organisation. Die teilnehmenden Kinder stammten aus zwei benachbarten Favelas (Armenvierteln), die unter dem Regiment zweier verfeindeter Drogenkartelle standen. Alle Projekte des Bildungsbereichs hatten das gemeinsame Ziel, ein Band zwischen den Kindern und Jugendlichen zu knüpfen und für die Zukunft gewaltfreie Konfliktlösungen zu vermitteln.

Noch heute freue ich mich über die spielerische Leichtigkeit und Freude der Kinder, in andere Rollen zu schlüpfen und gemeinsam Fantasiewelten zu erschaffen. Ich hatte mir zuvor umsonst Sorgen über mögliche Hemmschwellen gemacht.

Ganz anders sah es jedoch mit dem Textlernen aus. Zunächst einmal konnte über ein Drittel der Kinder weder lesen noch schreiben. Dann mangelte es für eine Vorbereitung zu Hause schlichtweg an Raum und Ruhe, bei starken Regenfällen fiel regelmäßig der Strom aus oder aber das ganze Haus rutschte den Hang hinab. Improvisation und Umdenken waren gefragt. Situationen dieser Art traten immer wieder auf und im Rückblick sieht alles ganz einfach und klar aus. Damals fiel es mir jedoch sehr schwer, meine sorgfältig ausgearbeiteten Pläne aufzugeben. Erst mit der Zeit erkannte ich, welche Chancen in diesem Kurswechsel steckten. Ich griff zunächst auf bekannte Handlungen zurück und entdeckte die Macht der Märchen und Legenden; seien es Fabeln, die von Walt Disney adaptierten Gebrüder Grimm Klassiker oder indigene Märchen, die mir persönlich eine neue Welt eröffneten.

Bei der Gestaltung hatten die Kinder freie Hand. Während sie sich zu Anfang noch streng an die Erzählung hielten und sich gleich Marionetten von meiner Erzählerstimme leiten ließen, entstand mit der Zeit eine kreative Gruppendynamik. Ich trat mit meinen Anleitungen immer mehr in den Hintergrund und die Gruppe schuf allmählich eine eigene Handlung. Auf diese Weise erhielten wir wertvolle Einblicke in ihre Lebenswelt, in ihre Träume und Wünsche und es entstanden sehr kreative Stücke mit selbst gebastelter Bühnendekoration und Kostümen.

\*

Spontaneität und Improvisationstalent war auch 2009 während meines Sozialpraktikums in Kairo gefragt. Ich arbeitete in einem Projekt der Comboni-Missionare mit Flüchtlingen aus dem Sudan. Eigentlich hatte ich mich für eine Tätigkeit im Fundraisingbereich vorbereitet, koordinierte dann jedoch eine Sprachabendschule für afrikanische Migrant\*innen südlich der Sahelzone und die

---

Sommerschule für sudanesische Kinder und Jugendliche neben vielen weiteren kleinen Arbeitsfeldern.

Die erste Zeit habe ich als wahre Zerreißprobe in Erinnerung. Ich hatte das Gefühl bereits in den ersten drei Wochen in diverse kulturelle Fettnäpfchen jeglicher Größenordnung getreten zu sein. So berief ich in der ersten Woche eine Sonder-sitzung in der Sprachabendschule ein. Denn in Anbetracht der mir an Erfahrung und Alter weit überlegenen Lehrkräfte fühlte ich mich in meiner leitenden Position nicht gerade wohl. Stolz unterbreitete ich meinen Vorschlag von Mitbestimmung und Teamarbeit auf Augenhöhe und erntete dabei alles andere als Zustimmung. Ich hatte nicht im Blick gehabt, dass alle LehrerInnen zugleich an mehreren Schulen tätig waren und einfach nur ihre vier Stunden Englischunterricht in geregelten Bahnen halten wollten. Ich war so darauf fixiert gewesen, mein Ideal von Gleichberechtigung umzusetzen, dass ich darüber vollkommen den Kontext der sudanesischen Lehrkräfte ausgeblendet hatte. Dabei hatten sie Sorgen ganz anderer Größenordnung.

Viele Jahre zuvor waren sie aus dem Süden Sudans vor Krieg und Verfolgung geflohen. Nun lebten sie zum Teil bereits in zweiter, manchmal sogar dritter Generation im Exil. Die ägyptische Gesellschaft stand selbst große Probleme aus. Auch wenn der Arabische Frühling noch knapp zwei Jahre auf sich warten ließ, war die Missstimmung in der Gesellschaft deutlich zu spüren. Da stellten Kriegsflüchtlinge nur eine zusätzliche Belastung dar und die sudanesischen Flüchtlinge mussten sich in einem Alltag voller Diskriminierung behaupten.

Ein Leben zwischen den Welten, immer auf Abruf und ohne wirklich anzukommen. In Ägypten hatten sie keine Heimat gefunden und im Sudan war zum einen die Lage weiterhin zu angespannt für eine Rückkehr, zum anderen fehlte es schlichtweg an Infrastruktur. Ich erinnere mich noch genau, wie alle mit strahlenden Augen von dem ersehnten Referendum zur Teilung des Landes sprachen und innerlich damit die Hoffnung auf ein Ende ihres Exils verbanden. Erst dank stundenlanger Gespräche mit meinen Anleitern erschloss sich mir diese Lebensrealität. Ich hatte mir gleich zu Anfang einen Kulturschock eingefangen. Erneut war ich mit einem Koffer voller fixer Vorstellungen und Schubladendenken angereist. All die Sprachkurse und Kulturseminare in der Vorbereitung hatten das nicht verhindern.

Nachdem ich innerlich einen Schritt zurückgetreten war, gewann ich wieder Boden unter den Füßen und konnte mit der notwendigen Offenheit auf das neue Umfeld einlassen. Das galt gleichermaßen für den interreligiösen Dialog. Es ist das eine, im universitären Rahmen die Bedingungen eines gelingenden christliche-muslimischen Dialogs zu erarbeiten. Ganz anders verhält es sich mit dem gelebten Alltag. Hier ist allem voran Kompromissbereitschaft in der Gestaltung des täglichen Miteinanders gefragt. So war bspw. in der Schule der Comboni Missionare sowohl Freitag wie auch Sonntag schulfrei, um sowohl die muslimische wie auch die christliche Seite zu respektieren. Gleichermaßen verhielt es sich bei

christlichen und muslimischen Feiertagen, dem Speiseplan, der Kleiderordnung etc.

Aus dieser Zeit habe ich für mich gelernt, dass es sich um einen langen Weg voller Rückschläge handelt, der vom konfliktbeladenen Gegeneinander, über ein sich gegenseitig ignorierendes Nebeneinander, hin zu einem wertschätzenden Miteinander führt.

Nach einem Monat hatte ich das Gefühl, ein beachtliches Stück mehr angekommen zu sein. Das soll nicht heißen, dass die kommenden Monate vollkommen konfliktfrei waren. Insbesondere das in Ägypten vorherrschende Frauenbild und meine fortlaufenden Schwierigkeiten, mich auf Arabisch zu verständigen, belasteten mich sehr. Aber es fühlte sich nicht mehr alles gleichermaßen fremd an. Die Straßenzüge auf den täglichen Wegen gewannen vertraute Züge wie auch die Gesichter, die mich täglich umgaben. Meine vielseitige Arbeit mit Erwachsenen, Kindern und Jugendlichen erfüllte mich und ich erschloss mir immer mehr Arbeitsbereiche. Ich lernte die Tücken der Buchhaltung kennen, baute Stundenpläne zusammen, korrigierte Vorträge meines

Anleiters, begleitete ihn auf Sitzungen in der UNO, war Springerin für den Englischunterricht, half in der Schulküche aus – langweilig wurde es nie. Allmählich brachte ich nicht mehr alle Namen durcheinander und erfuhr mehr von den Menschen in meinem direkten Umfeld. Sie beeindruckten mich ungemein mit ihrem tiefen Glauben und ihrer Lebensfreude, die sie all dem ihnen widerfahrenen Leid entgegengesetzten, und ich habe sehr viel von ihnen gelernt.

\*

Mittlerweile lebe ich im Süden Brasiliens mit meinem Mann Marques und unserer Tochter Maren und arbeite hier ehrenamtlich in einem Sozialprojekt unter evangelisch-lutherischer Trägerschaft am nördlichen Stadtrand Curitiba. Das Projekt DORCAS betreut ungefähr 80 Kinder des angrenzenden Stadtviertels Bom Fim. Die Umwelt dieser Kinder ist

negativ geprägt von zerrütteten Familienstrukturen, extrem hohen Kriminalitätsraten, einer mehrdimensionalen Armut und allgemeiner Perspektivlosigkeit.



In Dorcas haben die Kinder außerhalb der Schulzeit eine feste Anlaufstelle, wo sie Verpflegung, Bildung und vor allem Zuwendung finden. Während ich für dieses Jahr den Englischunterricht übernommen habe, widmete ich mich 2013/14 vorwiegend der Einzelbetreuung von SchülerInnen mit starken Lerndefiziten. Bei Klassennennern, die oftmals die 50er Marke überschreiten, ist es keine Seltenheit, dass SchülerInnen durchs Raster fallen und die Schule als Analphabeten verlassen. Oftmals fühlen sich die Kinder in den Kleingruppen und der individuellen Betreuung von ehrenamtlichen LehrerInnen zum ersten Mal persönlich wahrgenommen und erhalten einen Ort, an dem sie sich frei entfalten können.



Ich schätze die abwechslungsreiche und kreative Arbeit mit den Kindern, die mich in vielerlei Hinsicht bereichert und die Augen für die wirklich wichtigen Dinge offen hält. Mit ihrer Arbeit verfolgt die Projektleitung darüber hinaus das Ziel, langfristige Veränderungen zu schaffen, die über die engen Projektgrenzen

hinausreichen. Hierzu werden zum einen insbesondere die Mütter direkt in die Arbeit eingebunden, um auf diese Weise, eine enge Vernetzung mit dem gesamten Stadtviertel zu erreichen. Zum anderen werden konkret Nähkurse angeboten, um so den Müttern eine Erwerbsquelle für die Zukunft zu ermöglichen.

Im Laufe meiner Studienzeit blicke ich auf zusammengerechnet zwei Jahre sozialen Engagements außerhalb Europas zurück. Sie umfassen unzählige Kulturschockwellen, Kommunikationssackgassen, Heimwehattacken und Missverständniskaskaden, einen wahren See voller Fettnäpfchen und mehr als einmal die Lust, sofort die Koffer zu packen und in den nächsten Flieger zu steigen. Dagegen überwiegen jedoch deutlich die positiven Erfahrungen und wunderbaren Begegnungen voller Wertschätzung und Gastfreundschaft.

Jedes wirkliche Eintauchen in eine fremde Kultur umfasst m.E. einen dreidimensionalen Kennenlernprozess:

Die erste Dimension besteht in der neuen Umwelt, mit ihren fremden Gerüchen, Geräuschen und Bildern, die man vielleicht schon zuvor auf Fotos gesehen hat und die nun mit Leben gefüllt werden und eigene Bezüge gewinnen.

Die zweite Form des Kennenlernens vollzieht sich in der Begegnung mit Menschen, ihren Lebensgeschichten und Wertvorstellungen. Jede Annäherung, die trotz aller bestehenden Differenzen auf gegenseitiger Wertschätzung und Offenheit basierte, hat mir einen neuen Horizont eröffnet. Ich habe faszinierende Menschen mit beeindruckenden Lebensgeschichten kennengelernt, deren Glaube und Wirken mich bis heute inspiriert. Dabei sind Freundschaften entstanden, die ich keinesfalls missen will.

Zuletzt habe ich mich selbst durch den veränderten Kontext von einer anderen Seite kennengelernt. Erst in der Begegnung mit dem Fremden wurde ich mir meiner eigenen kulturellen Identität bewusst. Mehr als nur einmal machte ich in diesem Zusammenhang die Erfahrung, nicht aus meiner Haut zu können und in meinen Deutungsmustern festzustecken. Da half dann nur, einen Schritt zurück zu treten und Abstand zu gewinnen. Im Nachhinein musste ich oft über mein eigenes Festgefahreensein lachen.

Ich kann Jeder und Jedem nur empfehlen, Erfahrungen dieser Art zu machen, sei es im Laufe des Studiums, davor oder im Anschluss daran. Die persönliche Reife, die ich im Zuge meiner Auslandsaufenthalte gewonnen habe, steht in keinem Verhältnis zur investierten Zeit. Ich konnte meine eigenen Stärken und Schwächen in unterschiedlichen Kontexten entdecken und dabei immer wieder auf den immensen Erfahrungsschatz meiner AnleiterInnen zurückgreifen. In vielerlei Hinsicht musste ich meine rosarote Brille ablegen und unter anderem die desillusionierende Erfahrung machen, gegen Windmühlen anzukämpfen. Dabei habe ich allerdings gelernt, nicht gleich das Handtuch zu werfen. Ich bin sehr dankbar für das große Vertrauen, das mir entgegengebracht wurde und mir ermöglichte, in herausfordernde Aufgabenfelder hineinzuwachsen.

Darüber hinaus war mir die Verknüpfung mit meinem Studium immer sehr wichtig. Praxis sollte niemals gegen Theorie ausgespielt werden, weder in die eine noch in die andere Richtung. Ich kann für mich persönlich sagen, dass ich durch mein Studium einen anderen, einen tieferen Blick auf die Dinge gewonnen habe. In der Praxis wiederum entstanden existentielle Fragen, durch die ich einen persönlichen Bezug zu Studieninhalten erhielt. Diese wechselseitige Bereicherung hat für mein heutiges Leben und Wirken in vielerlei Hinsicht den Grundstein gelegt.



# Ökumenische Jugendarbeit

Ecumenical Youth Council in Europe EYCE

*Catharina Covolo*



*Geb. 23.09.1984 in Cloppenburg, nach Grundschule und Gymnasium in Lastrup und Cloppenburg, Studium der Evangelischen Theologie in Heidelberg (2005–8), am Trinity College in Dublin (2008–9); in Tübingen (2009-10) und wieder in Heidelberg. 2013 1. Theologisches Examen. 2001-2005 war sie Jugendleiterin in der Ev. Jugend Cloppenburg, 2001-2011 Ehrenamtliche in der Ev. Jugend Oldenburg; 2004-2008 Mitglied im Leitungsteam des Seminars "Jugend Macht Politik" der Arbeitsgemeinschaft der Ev. Jugend in Deutschland e.V. (aej); 2007 Junge Delegierte der EKD für die 3. Europäische Ökumenische Versammlung; 2007-2011 Mitglied des Jugendausschusses des DNK/LWB; 2010 Delegierte zur Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes; 2008-2011 Beisitzerin im Vorstand der aej; 2009-2011 Stellvertretende Vorsitzende des Ökumenischen Jugendrates in Europa (Ecumenical Youth Council in Europe EYCE); Seit 2011 Vorsitzende des Ökumenischen Jugendrates in Europa (Ecumenical Youth Council in Europe EYCE); 2011 Auszeichnung mit der Verdienstmedaille der Bundesrepublik Deutschland*

Mein Name ist Catharina Covolo. Ich habe ev. Theologie, unter anderem in Heidelberg studiert und das Studium im Juli 2013 mit dem I. Theologischen Examen abgeschlossen. Zurzeit bin ich Vikarin in Ettlingen bei Karlsruhe.

Ich habe mich während der Schulzeit und meines Studiums in den Jahren 2000-2013 im Jugendverband engagiert. Diese Zeit hat mich selbst, aber auch mein theologisches Denken sehr geprägt. Nicht zuletzt ist mein Berufswunsch auf mein Engagement zurückzuführen. Die Erfahrungen dieser Jahre sind ein Geschenk, das mich noch lange begleiten wird. Aber das sind große Worte, um zu beschreiben, was mir diese Zeit ehrenamtlichen Engagements bedeutet. Zunächst also einmal die Frage: wie habe ich mich engagiert und warum hat mich das so geprägt?

Nach der Konfirmation habe ich ehrenamtlich in meiner Kirchengemeinde und in der Jugendarbeit im Kirchenkreis (Dekanat) mitgearbeitet. Dazu gehörten die Leitung einer Kindergruppe, die Mitleitung von Jugendfreizeiten und auch da schon die Mitarbeit in den Gremien der Jugendarbeit, so zum Beispiel die Leitung der Selbstvertretung der Ehrenamtlichen. Wieso überhaupt dieses Engagement? In dieser Zeit habe ich für mich entdeckt, dass Menschen mir als Jugendlerner etwas zutrauen, Verantwortung übertragen und mich begleiten. Ich habe dort ganz konkret erfahren, wie christliche Gemeinschaft gelebt werden kann und wie relevant der Glauben für mein eigenes Leben ist. Grundsätzlich hat mich die eigene Erfahrung sensibel für die Beteiligung von jungen Menschen in Kirche und Gesellschaft gemacht. Die Erfahrung, dass ich beteiligt und gehört werde, hat mich aber auch motiviert, mich weiter zu engagieren. So habe ich die Ev. Jugend Oldenburg in der Mitgliederversammlung der Ev. Jugend in Deutschland (aej) vertreten. Die aej ist der bundesweite Zusammenschluss der Jugendverbände der verschiedenen Landeskirchen, der Freikirchen und verschiedener Werke wie z.B. des CVJM oder des EC. Gemeinsam arbeiten diese Mitglieder zu einer Vielzahl von Themen wie z.B. der Jugendpolitik, Nachhaltiger Entwicklung sowie Ökumene und internationale Jugendarbeit. Ich habe mich besonders im Arbeitsfeld Ökumene und Internationale Arbeit engagiert, doch dazu an späterer Stelle mehr. In dieser Zeit meines Engagements in der aej ist mir zum ersten Mal die Vielfalt des Protestantismus begegnet. Der gemeinsame Austausch und das damit verbundene Ringen um Entscheidungen zu jugendpolitischen, genauso wie theologischen und ethischen Fragestellungen, haben mir eine Offenheit für Dialog ermöglicht. In den Jahren 2008-2011 war ich Mitglied des Vorstands der aej und habe dort lernen dürfen, was die Leitung eines Verbandes bedeutet. Mir war es wichtig, die Ausbildung und Fortbildung, die ich erlebt habe, an andere junge Ehrenamtliche weitergeben zu können. Deshalb habe ich mit anderen von 2004-2008 das Seminar „Jugend Macht Politik“ geleitet, das bis heute junge Ehrenamtliche für Leitungspositionen in der Ev. Jugend ausbildet. Sowohl die Ökumene und Internationale Jugendarbeit als auch die Ausbildung von jungen Ehrenamtlichen

---

haben sich dann in einer neuen Aufgabe für mich miteinander verbunden. Diese Aufgabe hat mich sicherlich besonders geprägt, aber auch herausgefordert.

Die Evangelische Jugend in Deutschland ist Mitglied im Ökumenischen Jugendrat in Europa (Ecumenical Youth Council in Europe – EYCE). Der EYCE ist ein Dachverband für ökumenische Jugendverbände aus mehr als 20 europäischen Ländern mit Sitz in Brüssel. In Seminaren, die in unterschiedlichen Ländern stattfinden, ermöglicht der EYCE die Begegnung von jungen Erwachsenen nahezu aller Konfessionen, um mit ihnen gemeinsam Ökumene zu leben. Für viele der Teilnehmenden sind die Seminare eine erste Begegnung mit Christinnen und Christen aus anderen europäischen Ländern, in denen sie erfahren, wie diese ihren Glauben leben. Darüber hinaus gibt es in diesen Seminaren ein Training zu Themen, die wichtig für junge Christen in ihren Lebenskontexten sind, zum Beispiel Menschenrechte, Frieden, soziale Gerechtigkeit, oder auch interreligiöser Dialog. Teilnehmende solcher Seminare setzen dann in ihren Kirchen eigene Projekte zu diesen Themen um. In den Begegnungen geht es nicht in erster Linie darum, einen gemeinsamen Standpunkt zu finden, sondern die Spannung der Differenz auszuhalten und trotz dieser Spannung partnerschaftlich zusammen zu leben, zu beten und zu arbeiten. Besonders eindrücklich war dies für mich bei einem Seminar in Serbien im Jahr 2013 zum Thema Frieden, bei dem sich junge Frauen aus Georgien, Russland und der Ukraine kennenlernten. Diese Begegnungen waren nicht frei von Spannungen, da die Konflikte zwischen diesen Ländern ihren Umgang miteinander bestimmten. Dennoch, die gemeinsame Auseinandersetzung und der Dialog haben ihren Blick füreinander verändert, auch wenn es bei sehr unterschiedlichen Positionen blieb.

Die Arbeit des EYCE ist zum größten Teil von jungen Ehrenamtlichen getragen, die sich ökumenisch engagieren. Das bedeutet für die Vorstandsmitglieder viele Reisen, aber vor allem viel Arbeit von zu Hause aus. Ich kann nicht abschätzen, wie viele Stunden ich damit verbracht habe, Projektanträge zu schreiben oder zu korrigieren, E-Mails an Mitglieder und Partner zu schreiben oder Seminareinheiten vorzubereiten. Aber mir hat es auch Spaß gemacht, mich in Prozesse einzuarbeiten, zu erleben, wie sich Strukturen entwickeln und neue Projekte anzustoßen. Ich habe gemeinsam mit sechs anderen jungen Menschen aus (mit mir) sieben verschiedenen Ländern im Vorstand von 2009-2013 den EYCE geleitet, zuerst als stellvertretende Vorsitzende, ab 2011 auch als Vorsitzende. Dabei konnte ich von meinen Erfahrungen in der aej profitieren. Trotzdem war es eine Herausforderung, in einem derart besetzten Gremium gemeinsam zu Entscheidungen über Schwerpunkte und Zukunft der Organisation zu beraten und zu entscheiden. Dabei spielten unterschiedliche kulturelle und konfessionelle Prägungen die größte Rolle. Diese in gemeinsamen Diskussionen und eben auch Entscheidungen zusammenzuführen und zu berücksichtigen, war nicht immer leicht. Ich persönlich brauche eher wenige Worte, um auszudrücken, was ich sagen will und bringe es oft direkt auf den Punkt. Einige meiner KollegInnen

brauchten dagegen eine lange Diskussion, um eine Position zu entfalten und haben die auch anders ausgedrückt. Diesen Unterschied zu verstehen und produktiv umzusetzen, mussten wir erst gemeinsam lernen. Das Ergebnis waren dann aber gemeinsam getragene Entscheidungen, die nicht die Interessen nur eines Verbandes oder einer Person berücksichtigen. Nach wie vor nicht verständlich ist für mich, dass sich die Kirchen in den letzten 15 Jahren weitgehend aus der Förderung der Arbeit des EYCE zurückgezogen haben. Die Arbeit des EYCE wird zum größten Teil durch die EU und den Europarat gefördert. Dabei sollten die Kirchen eigentlich ein ganz eigenes Interesse haben, jungen Menschen den Zugang zu ökumenischen und interkulturellen Erfahrungen zu ermöglichen.

Die Zeit im Vorstand des EYCE hat meine Sicht auf die Ökumene, ebenso wie auf Europa grundlegend geprägt. Es sind vor allem die Begegnungen mit Menschen aus verschiedenen Konfessionen und Ländern Europas und gemeinsame Gespräche, die mir einen Blick in andere Kontexte ermöglicht haben und damit auch eine differenzierte Wahrnehmung konfessioneller und kultureller Besonderheiten. Dazu gehörten natürlich auch viele Besuche in europäischen Ländern, die anders mir, da ich nicht als Touristin kam, eine Begegnung mit Menschen in ihrem jeweiligen Lebenskontext ermöglichten. Viele Dinge, die mir vorher unverständlich erschienen, habe ich schätzen gelernt, aber so manches bleibt fremd und unzugänglich. Zu lernen, diese Fremdheit auszuhalten und mit ihr umzugehen, ist – auch angesichts aktueller Entwicklungen – zentral für mich als Person und die Kirche als weltweite Gemeinschaft von Christinnen und Christen, die ihren Glauben je nach Kontext anders ausdrücken. Gerade diese Ambivalenzen von Verständnis und Fremdheit, gemeinsamem Glauben und Handeln auf der einen und bleibender Trennung auf der anderen Seite zeichnet für mich die ökumenische Bewegung aus. Ich bin überzeugt, dass Europa von diesen ökumenischen Erfahrungen der Kirchen profitieren kann. Die Erfahrungen in der Ökumene haben mir gezeigt, dass es nicht ausreicht, nur schwarz und weiß anstelle der bunten Vielfalt zu sehen. In der Vielfalt hat es mich häufig überrascht, an wie vielen Orten in Europa auch Deutsch gesprochen wird: zum Beispiel in Rumänien, Ungarn, Serbien oder Lettland. In den Jahren meines Engagements im EYCE ist mir deutlich geworden, wie sehr die europäische Geschichte auch heute unser Zusammenleben in Europa prägt und dass wir als Deutsche eine große Verantwortung dafür tragen.

Vielleicht ist in auf den letzten Seiten schon klar geworden, warum ich ehrenamtliches Engagement für wichtig halte. Aufzuzählen, was ich im Einzelnen gelernt und erlebt habe, wäre an dieser Stelle zu viel. Aber vielleicht doch so viel: in meinem ehrenamtlichen Engagement habe ich mindestens genauso viel über mich selbst gelernt, wie über andere Kulturen und Konfessionen. In Gesprächen mit Christinnen und Christen anderer Konfessionen habe ich viel auch über meinen eigenen Glauben reflektiert, ebenso wie über mein Verständnis von Kirche und ihrer Rolle in einer säkularisierten Gesellschaft. Diese Erfahrungen beruhen

---

auf meinem Engagement, ich denke aber, dass junge Menschen, die sich in anderen Bereichen engagieren, ähnliches über ihre Erfahrungen berichten können.

Im Jahr 2011 wurde ich für mein Engagement vom Bundespräsidenten mit der Verdienstmedaille der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet. Das war eine besondere Ehrung für mich, gerade weil sie zeigt, dass ehrenamtliches Engagement auch von jungen Menschen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen gewürdigt wird.

Bei Interesse an der Arbeit der Evangelischen Jugend oder des EYCE finden sich im Netz zahlreiche Informationen: [www.evangelische-jugend.de](http://www.evangelische-jugend.de) – [www.eyce.org](http://www.eyce.org)  
Ich stehe zudem für Fragen zur Teilnahme an Veranstaltungen des Ökumenischen Jugendrates in Europa zur Verfügung:

[catharina.covolo@eyce.org](mailto:catharina.covolo@eyce.org)

## Verschwenderisches Engagement

*Dennis Dietz*



*geb. 1985 in Heidelberg, zwei Kinder, machte Abitur 2004 in Eppelheim, Baden-Württemberg, studierte 2005-2012 Evangelischen Theologie und Mathematik, war 2009-2012 Wissenschaftliche Hilfskraft in Systematischer Theologie in Heidelberg; 2013–2014 Mitarbeiter am FIIT (Forschungszentrum Internationale und Interdisziplinäre Theologie); ist seit April 2013 Wissenschaftlicher Angestellter an der Theologischen Fakultät Heidelberg und Promotion bei Prof. Michael Welker zur Hamartologie Dietrich Bonhoeffers. Seit April 2014 ist er EPG-Koordinator an der Theologischen Fakultät Heidelberg. Dennis Dietz war über zehn Jahre in der kirchlichen Kinder- und Jugend- sowie der Öffentlichkeitsarbeit aktiv. Neben der Organisation und Leitung von Freizeiten und des Jugendtreffs hat er in Kindergartenprojekten, Jugendgottesdiensten, Lesungen und bei Veröffentlichungen mitgewirkt. Darüber hinaus war er viele Jahre Gruppenleiter bei den Pfadfindern, hat dort zahlreiche Lager begleitet und ist heute als Kurat im Vorstand der Pfadfinder Plankstadt. Er engagierte sich als Trainer einer Volleyballmannschaft, in Theatergruppen und war als Delegierter der Fachschaft Heidelberg im Studierendenrat Evangelische Theologie (SETh). Gegenwärtig wirkt er in einem Projekt zum gemeinschaftlichen Wohnen und der solidarischen Landwirtschaft mit.*

Von Martin Luther ist das schöne Zitat überliefert: „Wer Gutes tun will, muss es verschwenderisch tun“.<sup>4</sup> Diese Feststellung überzeugt und irritiert zugleich in mehrfacher Hinsicht. Besonders, da für unseren von einer stark ökonomisierten Vernunft geprägten Zeitgeist die Verschwendung von Kraft, Zeit oder gar Besitz ein geradezu absurdes Verhalten darstellt. „Verschwendung“ muss dabei noch nicht einmal gänzlich sinnlose Vergeudung von Ressourcen bedeuten, sondern eine oft als solche empfundene Investition, die sich nicht unmittelbar für einen selbst auszahlt, gilt nicht wenigen als verschwendete. Vielmehr ist es geboten, die eigene Zeit zu sparen – wie auch immer man sich das vorstellen soll – und den persönlichen Besitz zu mehren.

Die Kurzsichtigkeit dieses ökonomischen und vor allem „ethischen Atomismus“ (Bonhoeffer) ist glücklicherweise kein Geheimnis und doch scheint sie im konkreten, individuellen Lebensvollzug dominant. Das kann ich erschreckend oft und zugleich erschreckend machtlos an mir selbst beobachten, habe aber auch den Eindruck, dass es den Menschen um mich herum kaum anders geht.

Über jene Kurzsichtigkeit und den ihr eigenen, fatalen Irrtum ließe sich nicht nur wunderbar theologisch, allem voran hamartiologisch, sprechen, sondern diese werden ganz anschaulich, wenn man sie an eben jenem Beispiel des – wie auch immer gearteten – sozialen Engagements überführt. So erging es mir jedenfalls als ich für dieses Heft meine ehrenamtlichen Aktivitäten rekapitulierte und dabei nicht nur meistens (auch) eigensinnige Motive, sondern ebenso eine Fülle wiederum ganz persönlicher „Profite“ zählte. Von diesen Profiten will ich im Folgenden sprechen und dabei exemplarisch drei Betätigungsfelder vorstellen: Eines, das ich bis heute als besonders prägend empfinde, die Pfadfinderei, und zwei ganz aktuelle, die solidarische Landwirtschaft und meine Mitwirkung in einem gemeinschaftlichen Mehrgenerationen-Wohnprojekt.

Einer der für mich wesentlichsten persönlichen Gewinne eines – wie auch immer gearteten – gemeinnützigen Engagements hängt dabei erstaunlicherweise gerade mit seinem vermeintlich verschwenderischen Charakter zusammen: Eine gewisse *Befreiung*.

Blickt man mit der oben zitierten Formel Luthers auf das soziale Engagement vieler Menschen in der Gesellschaft, scheint dieses, wie schon angedeutet, Züge zu haben, die quer zum Zeitgeist liegen. Die vielfältigen Aktivitäten – seien sie kirchlich, politisch oder kulturell – die abseits der Überholspur schulischer und universitärer Ausbildung, beruflicher Karriere oder wirtschaftlichem und damit leider verknüpft sozialem Aufstieg erfolgen, sind in gewisser Weise genau das: verschwenderisch. Insofern nämlich, als sie scheinbar ohne unmittelbar greifba-

---

<sup>4</sup> Martin Luther, Vorlesung über 1. Mose 1535-1545, WA42, 584, 23-24: „Perdere enim beneficium debet, qui praestare beneficium vult“, Übersetzung nach Hermann Kunst, in: Martin Luther. Ein Hausbuch, Stuttgart: Kreuz, 1982, S.448.

ren Profit für letztere bleiben. (Vom kalkulierten Engagement zum Design idealer Lebensläufe einmal abgesehen.)

Soziales Engagement ist gerade nur als Investition ohne individuelle Gewinnerwartung sinnvoll möglich und als solches schließlich doch für viele gewinnbringend. Dabei sind die „objektiven Gewinne“ für Mitmenschen, Gesellschaft, Um- und Nachwelt offenkundig. Der persönliche Gewinn der sich Engagierenden ist hingegen subtiler und selbstredend nicht auf das „gute Helfergefühl“ reduzierbar. Er liegt, meiner Überzeugung nach, in einer gewissen „befreienden Distanz“ zum vermeintlich Primären, welche sich mit *verschwenderischem Engagement* einstellt.

Engagement, sagte ich, könne insofern „verschwenderisch“ heißen, als es in einem scheinbar vorzuordnenden Kontext keine Vorteile bedeutet. Es ist dort ineffizient. Und gerade als solches befreit es dazu, sich nicht nach dem – je nach Lebensabschnitt anders verfassten – notenmäßigen, karrieristischen, wirtschaftlichen Ertrag zu fragen. Es relativiert das scheinbar Primäre. Das wiederum befreit, ist gesund und schließlich sogar doch wieder ertragreich auch für letzteres.

Diese Befreiung erfährt etwa der Schüler, der lernt, Schulnoten zu akzeptieren, die schlechter ausfallen als sie müssten, weil er es vorzog, statt auf Klausuren zu lernen, Schülerzeitungen zu layouten, Kinderfreizeiten vorzubereiten oder laienhaft, aber mit tragendem Ernst, Filme gegen die Umweltverschmutzung zu produzieren. Diese Freiheit kennt die Studentin, die Vorlesungsprüfungen schlecht vorbereitet, weil die Organisation des Protests gegen Studiengebühren einfach drängender ist. Diese Freiheit stärkt diejenigen, welche den beruflichen Alltag *en passant* erfolgreich bestreiten, weil ihr Horizont bis zum Engagement für Flüchtlinge in Heidelberger US-Kasernen am Nachmittag reicht und dort ihr Herz ist.

Gesellschaftliches, ökologisches, soziales, ... Engagement ermöglicht eine maßvolle und gesunde Relativierung der vermeintlichen Primärbereiche der eigenen Existenz, die positiv wohl nur von der Geburt eines Kindes überboten wird.

Die *Befreiung* ist ein umfassender, wenn auch etwas abstrakter Gewinn, den alle, die sich in dieser Weise „verschwenderisch“ engagieren, kennen.

Hinzu kommen natürlich noch zahlreiche ganz konkrete Fähigkeiten, Freundschaften, Denkweisen und vieles mehr, die man je nach dem spezifischen Bereich des eigenen Engagements gewinnt. Diese stellen nicht minder einen großen und vor allem breiten Gewinn dar, der sich durch keine „atomistische“ Investition erreichen ließe.

\*

Persönlich denke ich dabei sofort an meine Aktivitäten bei den *Pfadfindern*. Vor einigen Jahren haben wir dort einmal in örtlichen Schulen für uns geworben und



Kinder und Jugendliche unter dem Slogan: „*Verantwortung übernehmen, Gemeinschaft erfahren, Abenteuer erleben*“ in unsere Gruppenstunden eingeladen und ich finde diesen bis heute eine sehr konzise Formulierung dessen, was das Pfadfinden ermöglicht und schenkt.

In der Tat lässt sich bei den Pfadfindern eine *Gemeinschaft* erfahren, die Projekte und Aktionen mit vielen gemein- aber auch ganz eigennützigen Zwecken stemmt, die am Lagerfeuer alle kulturellen und Altersgrenzen übergeht, in der man – übertragend und buchstäblich – gemeinsam weite Wege geht, das Durchhalten lernt und Schwierigkeiten meistert, in allem: *eine Gemeinschaft, die lehrt, wie eine Gemeinschaft stärkt und befähigt.*

Ich bilde mir außerdem ein, in meiner Zeit als Teil dieser Gemeinschaft und insbesondere als Pfadfinderleiter mehr pädagogische Kompetenz erlangt zu haben als im Rahmen meines gesamten Lehramtsstudiums. Dabei kreist die pfadfinderische Pädagogik theoretisch um nur zwei Prinzipien: *learning by doing* und *look at the boy*.<sup>5</sup> Das heißt, Kinder und Jugendliche sollen bei den Pfadfindern beobachten, ausprobieren und eigenen Erfahrungen sammeln können – und das je nach ihren individuellen Möglichkeiten und Grenzen. Durch das Zutrauen und Zumuten von Verantwortung für sich und die anderen sollen diese kennen gelernt und ausgelotet werden. Gerade auf diese *Zumutung* kommt es an.

Die *Abenteuer* des Pfadfindens hinterlassen unzählige Erinnerungen an ganz besondere Erlebnisse und Herausforderungen, persönliche Grenzerfahrungen, aber auch Erfahrungen des Scheiterns. Ich denke, ich habe in diesen Abenteuern vieles an Improvisationsvermögen, Tatfreude und Ausdauer sowie Zuversicht und Vertrauen auf die eigenen Fähigkeiten dazugewonnen, von dem ich heute, beim akademischen Arbeiten genauso wie in vielen anderen Lebenslagen, sehr profitiere.

Die *Verantwortung* füreinander ist insofern eine Grunderfahrung des Pfadfindens, als dieses nur in der Gemeinschaft und bei einem gewissen Gefühl der Verbundenheit mit und Abhängigkeit von den Mitmenschen und der Umwelt möglich ist. So lassen etwa die Entbehrungen des Lagerlebens, die Wertschätzung von und die Dankbarkeit für den alltäglichen Luxus wachsen und schenken die Erfahrung, wie stark „individualisiert“ die moderne Alltagsbewältigung ist, in der etwa das Kochen, Heizen und unterhalten Werden auf keine unmittelbare zwischenmenschliche Begegnung mehr angewiesen sind. Ganz anders ist dies in der Ge-

---

<sup>5</sup> Diese beiden Prinzipien gehen in dieser Form auf Robert Stephenson Smyth Baden-Powell zurück, der die Pfadfinderbewegung 1907 in England ins Leben rief. Da die ersten Gruppen der Pfadfinder noch nicht koedukativ stattfanden, war entsprechend nur von den „boys“ die Rede. Bereits 1910 fanden sich unter den „Boy Scouts“ aber schon über 6000 „girls“. Das Diktum „look at the boy“ ist selbstredend geschlechtsunabhängig zu verstehen.

meinschaft des Pfadfinderlagers, die nur durch das Füreinander des Kochens, Feuerholz Beschaffens, Freude Bereitens, der „Nachtwache“ und vieles anderen gelingen kann.

Die Erfahrung der Wertschätzung und Dankbarkeit für das Geschenkte und auch für eine schöpferische Form der Abhängigkeit von einander ist gewiss nicht nur bei den Pfadfindern möglich und ebenso gewiss nie fertig. In meiner Biographie hat sie besonderen Anstoß in den Jahren des Pfadfinderseins erhalten.

Ein Altleiter gab mir zu Beginn meiner Leitungstätigkeit einmal mit, dass die Projektarbeit in der Gruppenstunde und das gemeinsame Leben auf dem Lager gerade eine „Petrischale gesamtgesellschaftlichen Miteinanders“ seien, in der man beschützt aber verantwortlich ausprobieren kann, wo Selbstzurücknahme und wo Durchsetzung angemessen ist, wo Einschreiten und wo Zusehen geboten sind. Das ist richtig.

Die vielen Eindrücke, Erfahrungen und Entscheidungen, die „Profite“ dieser Aktivitäten bereichern mein Leben nachhaltig, auch wenn ich seit der Geburt meines ersten Sohnes in meinem Pfadfinderstamm weniger aktiv bin. Seither hat sich mein Engagement eher in Bereiche verschoben, in denen man sich stärker noch mit der ganzen Familie gemeinsam engagieren kann.

\*

So sind meine Familie und ich seit bald drei Jahren Mitwirkende der „Solidarischen Landwirtschaft Heidelberg“ – *SoLaWi*. Initiativen der Solawi in Deutschland und weltweit reagieren auf die problematische Situation, dass die kleinbäuerliche Landwirtschaft durch den globalen Preisdruck und den wirtschaftlichen Wachstumswahn in ihrer Existenz bedroht ist und viele Betriebe von der Nahrungsmittelproduktion nicht mehr leben können oder bestenfalls nur noch, wenn sie ihre Produktionsverhältnisse derart gestalten, dass Boden, Tiere und Angestellte ausgebeutet werden.

Einen Versuch, dem gegenzusteuern, stellt die „Solidarischen Landwirtschaft“ dar. Bei dieser tragen mehrere Menschen gemeinsam die Kosten und auch einen Teil der Verantwortung für einen landwirtschaftlichen Betrieb. Im Gegenzug dafür erhalten sie dessen Ernteertrag und können zugleich Einfluss nehmen auf die Art der Produktion, die Bezahlung der Landwirte und Ausrichtung des Betriebs. Der Hof ernährt die „Solawis“ und diese teilen sich die damit verbundene Verantwortung, das Risiko, die Kosten und die Ernte.

In Heidelberg arbeitet die Gemeinschaft „Solidarische Landwirtschaft e.V.“ mit dem *Markushof* in Maisbach bei Nußloch zusammen.<sup>6</sup> Der Markushof arbei-

---

<sup>6</sup> <http://www.solawi-rhein-neckar.org>.

tet als Mischbetrieb, es werden Getreide, viele Sorten Gemüse, aber auch Milch und Fleisch produziert. Die Ernte des Hofes wird, unabhängig vom individuellen finanziellen Beitrag der Solawi-Mitglieder, zu gleichen Teilen unter diesen aufgeteilt. Bezahlt wird also nicht das einzelne Lebensmittel, sondern die gesamte Produktion und zwar im Voraus.

Davon profitieren alle: Der Hof und die Landwirte, die gemeinschaftlich getragen befähigt werden, ohne Marktdruck ökologisch, fair und vielfältig zu produzieren. Es profitieren die Mitglieder der Solawi, die hochwertige Lebensmittel erhalten, ein persönliches Verhältnis zu den Landwirten haben und sogar selbst aktiv an der Produktion teilhaben, wenn sie bei einem der vielen Arbeitseinsätze auf den Feldern des Hofes selbst mit anpacken. Und schließlich: Die Gesellschaft, die hoffen darf, dass sich die Produktions-, Arbeits- und Tierhaltungsverhältnisse in der sie versorgenden Landwirtschaft verbessern.

\*

Daneben ist für mich im Moment meine Mitwirkung im *Gemeinsam Wohnen e.V. Heidelberg* wesentlich. Seit 2012 engagiert sich der Verein für soziales und nachhaltiges Wohnen in Heidelberg mit dem Ziel, ein gemeinschaftliches Mehrgenerationen-Wohnprojekt zu realisieren. Derzeit soll auf den Heidelberger Konversionsflächen selbstverwaltetes Wohnhaus mit bezahlbarem Mietwohnraum – die „HageButze“ – entstehen.<sup>7</sup>

Nach dem Modell des *Miethäuser-Syndikats* soll es gelingen, unverkäuflichen und dauerhaft mietgünstigen Wohnraum zu schaffen, in dem keine Profitinteressen verfolgt und entsprechend eingepreist werden. Indem das Projekt durch Bank- und Privatkredite finanziert wird, die durch die späteren Mieten der Bewohner refinanziert werden, ist ein Einzug in das Mehrgenerationenhaus auch ohne Eigenkapital möglich und es gibt keine finanzielle Exklusion.

Bezahlbare Mieten, gemeinschaftliches Wohnen und Unverkäuflichkeit sollen Gentrifizierung, Isolation und der Finanzspekulation auf Wohnraum entgegenwirken. Dabei soll die Vielfalt herkömmlicher Wohnformen unter einem Dach vereint und durch gemeinschaftliche Räume Platz für soziale, politische, kulturelle und ökologische Aktivitäten geschaffen werden. So soll schließlich auch in den neu entstehenden Stadtteil Heidelbergs ausgestrahlt und der Entwicklungsprozess eines sozial-nachhaltigen Wohnviertels mitgestaltet werden. Die langfristige Perspektive des Projekts ist insofern nicht auf die „HageButze“ beschränkt, sondern die große Vision ist es, um diese herum ein Netz von Strukturen entstehen zu las-

---

<sup>7</sup> <http://www.hagebutze.de>.

sen, das im Sinne des Gemeingütergedankens gemeinschaftlich und öffentlich nutzbare Räume beinhaltet (z.B. Werkstätten, Tauschregale, Gemeinschaftsgärten, Lebens- und Lernräume) und so einen Beitrag zu einem gesellschaftlichen Wandel leisten.

Großartig ist, dass das Projekt in dieser Hinsicht seit kurzem auch von Wissenschaftlern der Universität München begleitet und beraten wird, die diesen Prozess mit einer Langzeitstudie verfolgen wollen.

Beide Projekte, die *Solawi Rhein-Neckar* und die *HageButze*, sind auf der Suche nach weiteren Mitgliedern oder Unterstützern.

Außerdem ist beiden gemein, dass sie neben den beschriebenen, mit ihrem Gegenstand verbundenen „Gewinnen“ auf persönlicher Ebene nicht nur viele wertvolle und bereichernde Begegnungen ermöglichen, sondern auch Erfahrungen in alternativen Organisationsformen. So sind beide Projekte hart basisdemokratisch organisiert. Sämtliche Entscheidungen werden nur durch die Großgruppe aller Mitglieder getroffen. Dabei gilt überdies kein Mehrheitswahlrecht, sondern sogar ein *Konsensprinzip*, das das Einverständnis aller Beteiligten voraussetzt, ehe es zu einer Entscheidung kommt. Die Wege zu dieser sind entsprechend nicht selten mühsam und werden in zahlreichen Plena begangen. Dass allerdings auch dieses Modell erfolgreich ist und überdies eigenverantwortliche Gesprächsdisziplin und einen sensiblen Umgang mit den Meinungen der anderen, insbesondere der Minderheitsmeinungen erfordert und trainiert, ist zugleich eine besondere Erfahrung. Zu erleben, dass der Anspruch, *alle* Beteiligten mitzunehmen und dennoch auf einem langen Weg voranzukommen, kein utopischer ist, bereichert und gibt vieles mit, gerade auch für akademische und berufliche Kontexte.

Wer sich in der Weise „verschwenderisch engagiert“, dass das eigene Handeln und Bemühen nicht zuerst oder ausschließlich auf den eigenen Profit ausgerichtet ist, sondern auf das Handeln selbst, die Anderen, die Welt und ihre Zukunft, macht Profite, die sich durch keine auf diese gerichtete Investition erzielen lassen. Er oder sie kann *Distanz* und damit Übersicht gewinnen, ja, eine gewisse Befreiung erlangen. Gemeinschaft erfahren. Verantwortung übernehmen. Abenteuer erleben. Wahrlich viel kann gewinnen, wer verschwendet und verliert. *Denn welchen Nutzen hätte der Mensch, wenn er die ganze Welt gewönne und verlöre sich selbst oder nähme Schaden an sich selbst?*

## Nächste Hilfe: Bahnhoßmission

*Claudia Graf*



*Geboren und aufgewachsen im Landkreis Freudenstadt, kam ich über einen Zwischenstopp zum Freiwilligendienst im Ortsverein eines CVJM in der Nähe von Karlsruhe nach Heidelberg zum Studium. Zunächst absolvierte ich dort ein Studium für das Lehramt an Realschulen für die Fächer Deutsch, Theologie und Biologie. Direkt im Anschluss führte mich der weitere Weg ans Diakoniewissenschaftliche Institut der Theologischen Fakultät zum Master in „Diakoniewissenschaften – Führungsverantwortung in christlich-sozialer Praxis“. Nach halbjährigem ehrenamtlichem Engagement in der Bahnhoßmission Heidelberg hatte ich dort von Juni 2011 – Juni 2014 die Position der stellvertretenden Leitung inne. Seither arbeite ich als Referentin für Freiwilligendienste in der Begleitung von jungen Menschen im Freiwilligen Sozialen Jahr bzw. Bundesfreiwilligendienst.*

Laptop, Fachliteratur, Essay, Exzerpte und mittendrin die signalblaue Weste der Bahnmissionsmission... Nicht selten sah so der Inhalt meiner Tasche aus, wenn ich frühmorgens meine Wohnung verließ. Ein weiterer Dienst in der Bahnmissionsmission Heidelberg ergänzte neben Hauptseminar und Uni-Bibliothek an solchen Tagen meinen Tagesablauf. Ist „Bahnmissionsmission“ zwar einem Großteil der Menschen zunächst einmal ein Begriff, haben viele zumeist lediglich ein vages Bild dessen, was sich tatsächlich hinter dieser traditionsreichen Einrichtung verbirgt. Dieses Bild wird einseitig geprägt von den öffentlich wahrnehmbaren Momenten der Reisehilfen, in denen die Mitarbeitenden der Bahnmissionsmission mit ihren auffälligen Westen am Bahnhof unterwegs sind. Aus diesem undefinierten Bild heraus werde und wurde ich deshalb häufig zu meiner Motivation und vor allem meinen Arbeitsinhalten befragt. Anhand der nachfolgenden Überlegungen möchte ich die Arbeit der Bahnmissionsmission vorstellen und durch einige Zitate aus Gesprächen mit Besuchern dem Leser einen kleinen, aber lebendigen Eindruck vom Alltagsgeschehen dort vermitteln.

Der Ausgangspunkt für mein ehrenamtliches Engagement in der Bahnmissionsmission Heidelberg war für mich der zunächst eigennützige Wunsch, mich im Zuge meines diakoniewissenschaftlichen Studiums weiter zu profilieren und neben einer Vielzahl bereits gesammelter Erfahrungen in diakonischen Tätigkeitsfeldern, die mir bis dato unbekannte Arbeit mit gesellschaftlich benachteiligten Personengruppen kennenzulernen. Auch für mich verbarg sich hinter „Bahnmissionsmission“ eine große Unbekannte und ich wollte diesem verschwommenen Profil mehr Schärfe verleihen. Der Einsatz dort war als ein kurzes Intermezzo, als erste Station eines Hineinschnuppens in eine Reihe unterschiedlicher, für mich unbekannter Tätigkeitsfelder gedacht.

*„Die Arbeit in der Bahnmissionsmission ist wie ein Virus! Einmal infiziert, kommt man nur schwer wieder von dieser Arbeit los.“*

Mit dem Hinweis auf diesen Virus, der wohl schon unzählige Mitarbeitende in Heidelberg aber auch an den weiteren über 100 Standorten in Deutschland befallen hätte, wurde ich in der Einrichtung begrüßt. In der Annahme dagegen gefeit zu sein, trat ich mit gewissen Vorbehalten und (ehrlicherweise) auch einer guten Portion Berührungsängsten im November 2010 meinen ersten Dienst an. Und auch mich zog die Faszination, die von der sozial-diakonischen Arbeit am Bahnhof ausgeht, schnell in ihren Bann. Hinter der Fassade von Reisehektik, Aufbruchsstimmung, aber auch Konsum und Glitzerwelt, bekam ich Einblick in eine parallel existierende Welt von Armut, Not und Ausgrenzung. Ich durfte eintauchen in diese Welt und zur Lernenden werden. Etwa, wie schnell Leben aus der Bahn geworfen werden kann, oder auch, dass es tatsächlich auf so viel mehr ankommt als soziales Ansehen und gut bewertete Seminararbeiten. Ich durfte Leben teilen und über Leben lernen. Auch wenn mein Aufgabenfeld sich nach und nach

verändert hat und aus einer ehrenamtlichen Tätigkeit eine hauptamtliche wurde, die Faszination am Puls des Lebens arbeiten zu dürfen, blieb über die Zeit meiner Arbeit am Brennpunkt Bahnhof immer bewahrt. Aus dem geplanten Hineinschnuppern wurden letztendlich 3,5 Jahre Engagement in der und für die Bahnhofsmission.

Es ist in der Tat auffällig, dass das Ehrenamt in der Bahnhofsmission von einer großen Kontinuität geprägt ist – viele Mitarbeitende engagieren sich über Jahre oder Jahrzehnte hinweg mit größtem Einsatz für die Belange der Besucher der Einrichtung. Seit jeher ist die Arbeit der Bahnhofsmission ein Arbeitsfeld, dessen Existenz in erster Linie bürgerschaftlichem Engagement zu verdanken ist. Den historischen Ausgangspunkt für die Entstehung der Einrichtung stellt die räumliche Mobilität von Menschen dar. Genauer, von Mädchen und jungen Frauen, die in Folge der Industrialisierung ausgangs des 19. Jahrhunderts vom Land in die großen Städte abwanderten. Verbunden war dieser Aufbruch mit der Hoffnung, dort bezahlte Arbeit und ein besseres Leben zu finden. Stattdessen erwartete sie jedoch häufig Ausbeutung, Wohnungslosigkeit oder Prostitution. Die soziale Not dieser in die Städte ziehenden Frauen nahm der Berliner Pfarrer Johannes Burckhardt wahr und brachte 1892 Diakonissenhäuser dazu, Schwestern an die Bahnhöfe zu entsenden, um den ankommenden Frauen ihre Hilfe bei der Suche nach Arbeit und Unterkunft anzubieten. Schließlich gründete sich 1894 aus dem bis dahin noch nicht institutionalisierten Angebot, als Reaktion auf einen wahrgenommenen gesellschaftlichen Bedarf (zunächst als Vorreiter in Berlin), die erste ständige Bahnhofsmission. Bald darauf folgten mehr Einrichtungen in weiteren deutschen Großstädten. Der Beginn war evangelisch geprägt, doch auch die katholischen Glaubensschwestern nahmen bald an den Bahnhöfen die Hilfstätigkeit auf. 1897 wurde am Münchner Bahnhof das erste katholische Äquivalent eröffnet. Die anfänglich konfessionell getrennte Arbeit organisierte sich bereits 1910, auch auf Drängen der Bahndirektion, interkonfessionell. Es wurde eine ökumenische Arbeitsgemeinschaft zwischen den beiden konfessionsgebundenen Dachverbänden gegründet, die „Konferenz für Kirchliche Bahnhofsmission in Deutschland“. Auch die einzelnen Einrichtungen vor Ort werden bis heute zum größten Teil ökumenisch von freien Trägern der kirchlichen Wohlfahrtspflege verantwortet. Bahnhofsmission war in ihrem Beginn ein Angebot von Frauen für Frauen, doch im Laufe ihrer bewegten Geschichte sah und sieht sich die Einrichtung immer wieder neuen Herausforderungen und Aufgabenfeldern gegenübergestellt und zur kontinuierlichen konzeptionellen Neuausrichtung herausgefordert.

*„Früher habe ich immer Geld an die Bahnhofsmission in Düsseldorf gespendet, heute bin ich selbst auf eure Hilfe angewiesen.“*

(Reisende in der Bahnhofsmission Heidelberg)

Prinzipiell lässt sich das Tätigkeitsgebiet der Einrichtung in zwei Säulen gliedern: Neben der Kontaktstelle für sozial benachteiligte Personen ist Bahnhofsmision auch Anlaufstelle für Reisende. So ergibt sich vor Ort ein (zeitweise spannungsträchtiges) Doppelmandat. An vielen Orten, so auch in der Heidelberger Bahnhofsmision, liegt der Schwerpunkt jedoch auf der ersten Säule.

Hierin ist die Grundstruktur der Einrichtung schnell erklärt, doch ich sollte bald erkennen, dass man in der Bahnhofsmision immer Lernender bleibt: Über die Vielfalt der Momente menschlichen Lebens, die Vielschichtigkeit des Sozialsystems einer Stadt oder die Komplexität des Denkens und Handelns. Als Einrichtung, die sich nicht über eine bestimmte Zielgruppe definiert, sondern als erste Anlaufstelle für in Not geratene Menschen dienen möchte, ist die Bandbreite der Besucher und ihrer Anliegen so vielfältig wie nur vorstellbar. Bahnhofsmision bietet einen offenen Raum für Menschen in allen Formen von Nöten: Materielle, emotionale, aber auch soziale. Und so kommt es, dass man sich im Alltag bspw. im ersten Moment einer unerwartet obdachlos gewordenen Person und im nächsten Moment einem irregulären Migranten aus Syrien gegenüber sieht. In der Bahnhofsmision wird menschliche Existenz in ihrer ganzen Vielfalt aufgespannt.

*„Du bist der einzige Mensch, der mir überhaupt noch in die Augen schaut.“*

(ein junger Obdachloser in der Bahnhofsmision)

Für mich kann die biblische Perikope vom Barmherzigen Samariter die Arbeit der Bahnhofsmision versinnbildlichen. Auch heute wahrt sie noch ihre Aktualität, denn nach wie vor fallen Menschen im übertragenen Sinn immer wieder unter die Räuber. Sie sind die Verlierer der Gesellschaft, ausgegrenzt, verachtet und an den Rand gedrängt. Die vorbei eilende Menge wendet den Blick von ihnen ab, schenkt ihnen vielleicht ein Stück Mitleid und geht dann vorüber. Menschen ohne festen Wohnsitz, Empfänger des Arbeitslosengeldes II oder einsame und alte Menschen, Menschen mit einer Behinderung, psychisch- oder suchtkranke Personen – für sie ist es häufig (trotz vielfältigster Unterstützungsleistungen und -angebote) nicht leicht oder gar unmöglich in angemessenem Maße am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Für diese Personenkreise fühlen sich die bundesweit rund 100 Bahnhofsmisionen mit ihren überwiegend (etwa 2000) ehrenamtlich Mitarbeitenden zuständig. Ihre Mitarbeiter verstehen sich als moderne barmherzige Samariter, die sich auf den Weg machen, um den Menschen zu begegnen, denen sonst kaum noch jemand in die Augen blickt, deren Probleme erfasst, ggf. eine Erstversorgung und anschließend eine zielgerichtete Weitervermittlung ins Sozialsystem einer Stadt vornimmt. Damit erfasst man den Kern der bahnhofsmisionarischen Selbstdefinition: Sozialambulanz und Lotse in einem



---

komplexen Sozialsystem gleichermaßen zu sein, unabhängig von vordefinierten Problemlagen.

*„Ich bin gerne jeden Tag hier, weil ich weiß, dass es hier Menschen gibt, denen es genauso geht wie mir. Hier werde ich verstanden.“*

(ein Empfänger des sog. Hartz IV in der Bahnhofsmission)

Etwa 30.000 Besucherkontakte verzeichnet die Bahnhofsmission Heidelberg jährlich statistisch. Menschen mit ganz unterschiedlichen Hintergründen und in den vielfältigsten Problemlagen. Die Hilfestellungen erfolgen in erster Linie in Form von materieller Unterstützung oder seelsorgerlicher Begleitung. Es werden Brötchen oder Kaffee verteilt, Schlafsäcke oder eine Packung Nudeln. Bahnhofsmission fungiert hierin als eine Art Verteilungsstelle der vielfältigsten Spenden. Als Mitarbeitende in der Bahnhofsmission war ich aber auch immer wieder erstaunt, wie groß der Vertrauensvorschuss ist, den man im Berufsalltag entgegen gebracht bekommt. Die Momente der Seelsorge vollziehen sich dabei häufig in anonymen Begegnungen bspw. bei der Umstiegshilfe zwischen zwei Gleisen in der Hektik des Bahnbetriebes, aber auch im geschützten Rahmen bei einer Tasse Kaffee.

Wie bereits erwähnt, sieht sich Bahnhofsmission in ihrem Grundverständnis als eine Vermittlungsstelle, die Menschen zwar einen Abschnitt ihres Weges begleitet, sie dann jedoch in das weitere soziale Netzwerk vermittelt. Vielfach wird sie von Menschen beansprucht, die sich in ihren kleinen oder existenziellen Nöten nicht mehr selbst zu helfen oder zu strukturieren wissen und dann die Unterstützung einer Person benötigen, die eine Außenperspektive einnehmen kann. Als Bahnhofsmissionar fordert dies auch dazu heraus sich mit den Möglichkeiten, Chancen aber auch Grenzen des städtischen Hilfesystems auseinanderzusetzen: Wo gibt es die nächste Notunterkunft für Obdachlose? Welche Gelder stehen mir in meiner Situation zu und wo kann ich sie beantragen? Was sind meine Rechte? Und an wen kann ich mich wenden, wenn ich hinter all dem gar keinen Sinn mehr sehen kann?

Bahnhofsmission erhebt den Anspruch, Menschen nicht an sich zu binden. Doch genau darin ist eine offensichtliche Schwachstelle von Bahnhofsmission auszumachen. Denn dies funktioniert mal mehr und häufig weniger gut. Für etwa 70% der Besucher ist die Bahnhofsmission feste Anlaufstation in einem eingespielten Tagesrhythmus. Daraus entwickelt sich in der Realität eine interessante Mischung zwischen tatsächlicher Sozialambulanz und sozialraumorientiertem Nachbarschaftstreffen mit dem Charme eines ganz besonderen Cafés. Für viele Besucher wird Bahnhofsmission darin elementarer Bestandteil informellen Austausches. Die Hauptaufgabe der Mitarbeitenden im Alltagsgeschehen kann im Prinzip auf einen einfachen Nenner gebracht werden: Zeit zu haben für die Men-

schen, ihre Sorgen und Nöte. Das Finanzierungskonzept und der Einsatz von ehrenamtlich erbrachten Ressourcen macht es möglich, dass eine Kosten-Nutzen-Kalkulation nicht im Zentrum des Denkens stehen muss. Für mich liegt darin auch ein Legitimationsgrund für eine Einrichtung, die mit wenig hauptamtlichem und fachlich ausgebildetem Personal arbeitet. Viele Besucher nehmen es auch als Chance wahr, sich nicht ständig in einem „sozialarbeiterisch-professionalisierten“ Kontext bewegen zu müssen. Bahnhofsmissionen wollen ein Ort der Wertschätzung sein, an dem Menschen unabhängig von Äußerlichkeiten wie Alter, Geschlecht, Nationalität usw. Anerkennung und vor allem schnelle und unbürokratische Hilfe finden. Die Vermittlungsstruktur bringt es aber auch mit sich, dass sich die sozial-diakonische Einrichtung häufig nicht in letzter Konsequenz für ihre Besucher verantwortlich machen kann. Aus der kirchlichen Trägerschaft der Einrichtungen ergibt sich das Menschenbild, das der Arbeit der Bahnhofsmissionen zugrunde liegt. Sich selbst als gelebte Kirche am Bahnhof verstehend, wird der Mensch in der Arbeit der Bahnhofsmission als Geschöpf Gottes wahrgenommen, der durch diese Eigenschaft eine unzerstörbare und gleichzeitig unverfügbare Würde hat, die ihm unabhängig von jeder Leistung und ohne Ansehen des Scheiterns oder der Schuld zu eigen ist.

*„Ich ertrage es nicht zuhause zu sitzen, weil ich dort damit konfrontiert werde, dass in meinem Leben eigentlich nichts und niemand mehr bleibt.“*

(ein Arbeitsloser in der Bahnhofsmission)

Eine Begrifflichkeit, die eng mit dem Selbstanspruch bahnhofsmissionarischer Arbeit verbunden ist, ist es „Seismograph für gesellschaftliche Veränderungen“ zu sein und als solcher die Prozesse gesellschaftlichen Wandels am sozialen Brennpunkt Bahnhof frühzeitig zu erfassen, öffentlich zu thematisieren und entsprechende Angebote darauf zu finden. Konzeptionell reagiert jede Bahnhofsmission als eigenständiger Akteur in einem Sozialraum unterschiedlich auf die sie umgebenden Herausforderungen. Und so kommt es, dass jede Bahnhofsmission unterschiedliche Facetten von Hilfsstrukturen aufweist. Die Bahnhofsmission Heidelberg hat sich während meiner Zeit als hauptamtliche Kraft in erster Linie zwei konzeptionellen Neuerungen verschrieben:

Aus einem örtlichen Bedarf heraus, haben wir unsere Reisehilfen vermehrt auf Klinikpatienten ausgerichtet. Der Standort „Uni-Klinik Heidelberg“ bringt es mit sich, dass eine Vielzahl von Patienten über den Hauptbahnhof anreisen und dort in emotional und körperlich geschwächtem Zustand ankommen. Diese in vielfältiger Weise zu unterstützen, lag deshalb besonders im Aufmerksamkeitsfokus.

---

„Papa, ich möchte, dass du bleibst! Warum können wir nicht alle gemeinsam spielen?“

(Kind bei einer Kinderübergabe in der Bahnhofsmission)

Eine zweite Besonderheit stellen die sog. „geschützten Kinderübergaben“ dar. Ein Angebot in Kooperation mit dem Heidelberger Familiengericht, das die Wahrung des Umgangsrechtes getrenntlebender Eltern mit ihren Kindern sicherstellen und den Kindern den Umgang mit beiden Elternteilen ermöglichen soll. Mit viel Sensibilität versuchen die Mitarbeitenden sowohl Eltern als auch besonders die (häufig sehr jungen) Kinder in den Momenten des Übergangs von einem zum anderen Elternteil zu begleiten. Bahnhofsmission steht hier im Puls der Zeit. Auch davon geht eine weitere Faszination aus, gesellschaftsstrukturelle Veränderungen können unmittelbar wahrgenommen werden.

Selten habe ich es im Rahmen meines bürgerschaftlichen Engagements so intensiv erlebt, was es bedeutet, nicht aus einer „oben-unten-Perspektive“ auf Menschen zuzugehen, sondern Nächster zu werden und zu sein. Bahnhofsmission kennzeichnet sich nämlich auch darin, dass man Leben miteinander teilt. Sowohl Freud als auch Leid. Und es gab viele Situationen, in denen sich auch ganz plötzlich das Blatt gedreht hat, wenn bspw. der Obdachlose vor einem steht und feststellt, dass man selbst gestresster wirkt als beim letzten gemeinsamen Kaffee. Auch wenn die Arbeit mit und für die Menschen am Rande der Gesellschaft häufig herausfordernd und manchmal sogar überfordernd ist, ging ich zumeist aus dem direkten Kontakt mit den Besuchern der Bahnhofsmission reich beschenkt nach Hause. Ich war nicht nur Gebende, sondern in vielen Fällen auch Nehmende. Auch wenn die Niedrigschwelligkeit der Einrichtung mit ihrer offenen Tür für jeden zu Konfliktfällen führen kann und Aggressionen, Emotionen, Verzweiflung, aber auch Alkohol oder Drogen Situationen manchmal eskalieren lassen, überwiegen jedoch die positiven Momente. Für beide Seiten gleichermaßen: Besucher und Mitarbeitende.

Nach dem Abschluss meines Masters habe ich die Bahnhofsmission Heidelberg verlassen, um eine Vollzeitstelle anzunehmen. Doch auch heute bin ich noch nicht komplett vom „Virus Bahnhofsmission“ geheilt und erinnere mich gerne an die vielen „Gänsehautmomente“ und Begegnungen, die ich im Laufe der 3,5 Jahre dort erleben durfte.

Weiterführende Literatur:

Lutz, Bernd/Nikles, Bruno W./Sattler, Dorothea (Hrsg.) (2013): Der Bahnhof. Ort gelebter Kirche. Ostfildern.

Darin besonders: Verband der Deutschen Evangelischen Bahnhofsmission: Zum Selbstverständnis der Evangelischen Bahnhofsmission, in: Lutz, Bernd/Nikles, Bruno W./Sattler, Dorothea (Hrsg.) (2013): *Der Bahnhof. Ort gelebter Kirche*. Ostfildern, S. 225-235.

Nikles, Bruno W. (1994): *Soziale Hilfe am Bahnhof. Zur Geschichte der Bahnhofsmission in Deutschland (1894-1960)*. Freiburg im Breisgau.

Reusch, Wolfgang (1988): *Bahnhofsmission in Deutschland 1897-1987. Sozialwissenschaftliche Analyse einer diakonisch-caritativen Einrichtung im sozialen Wandel*. Frankfurt.

Zitt, Renate: *Diakonisch-soziales Handeln im städtischen Kontext am Beispiel der Bahnhofsmissionen*, in: Heinz Schmidt/Renate Zitt (2003) (Hrsg.): *Diakonie in der Stadt. Reflexionen – Modelle – Konkretionen*. Stuttgart, S. 70-88..

## Engagement in der Ökumene –

Mit Neugier und Interesse Fremden und Fremdem begegnen

*Anna Habermann*



*Nach meinem Abitur leistete ich einen ökumenischen Freiwilligendienst in Ghana. Beeinflusst durch meine Erlebnisse dort entschied ich mich, evangelische Theologie und Islamwissenschaft zu studieren. Mein Studium absolvierte ich an den Universitäten in Kiel, Heidelberg, Montpellier, Basel und Birzeit (Westjordanland). Seit Januar 2015 widme ich mich meinem Dissertationsprojekt zum Thema „Palästinensische christliche Identität“. Neben meinem Studium war ich in unterschiedlichen ökumenischen Bereichen ehrenamtlich tätig. Motiviert durch meine Teilnahme an der 10. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Südkorea im November 2013 engagierte ich mich im überregionalen ökumenischen Netzwerk „MEET“. Darüber hinaus begleite ich in der Kapellengemeinde in Heidelberg Asylbewerber aus dem Iran, die getauft werden möchten.*

*Von Ghana zum Studium der Theologie und Islamwissenschaft*

Am Anfang meines Engagements stand die Neugier: die Neugier auf Fremdes, auf andere Menschen, auf Weg-von-zu-Hause. So entschloss ich mich nach meinem Abitur im Rahmen des ökumenischen Freiwilligenprogramms der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS) einen Freiwilligendienst in Ghana zu absolvieren. An einer Frauenberufsschule im Ort Duayaw-Nkwanta habe ich etwa gleichaltrige Schülerinnen in den Fächern Hygiene, Französisch und Computer unterrichtet.

Trotz intensiver Vorbereitung durch meine Entsendeorganisation erlebte ich einen „Kulturschock“. Nicht etwa fiel es mir schwer, mich mit den materiell armen bzw. einfachen Verhältnissen zu arrangieren, sondern vielmehr mit der unterschiedlichen Weltwahrnehmung und gerade auch mit der anderen Vorstellung davon, wie christlicher Glaube gelebt wird.

Die Kirchen in meinem Ort waren mehrheitlich evangelikal-pfingstlerisch geprägt – für mich aus liberal-landeskirchlicher Tradition eine neue Begegnung. „All-Night-Church-Service“ und Gebet bis zur Ekstase waren für mich fremd, auch dass man gegen meinen Willen dafür betete, dass ich schnell einen Mann aus dem Ort heiraten und schwanger werden sollte. In meinem Nachbarhaus fanden regelmäßige Gebetstreffen in ohrenbetäubender Lautstärke statt, die mir den Schlaf raubten. Einmal kam ein „Prophet“ in die Schule, der mit allen Schülerinnen betete und sie der Reihe nach in die Bewusstlosigkeit beförderte. Eine Schülerin, die an Epilepsie litt, wurde der Schule verwiesen, weil man fürchtete, dass diese „Dämonen“ auch auf andere Schülerinnen übergreifen würden.

In meinem Kollegium gab es eine junge Muslima aus dem Norden des Landes, mit der ich mich viel besser verstand als mit meinen christlichen Kolleginnen – denn auch sie war in gewisser Weise fremd in unserer Schule, da sie aus einer anderen Volksgruppe mit einer anderen Sprache kam. Paradoxerweise fühlte ich mich mit meiner Kollegin in der Moschee, in der es ruhig war und keine spektakulären Heilungen gab, sehr viel wohler als in der dortigen Kirche.

Insgesamt hat mich mein Freiwilligendienst sehr bereichert und ich habe neue Freunde gewonnen. Gerade aber auch die Begegnung mit verschiedenen Muslimen und Christen hat mein bisheriges Verständnis von Christentum und Islam ins Wanken gebracht und viele Fragen zutage gefördert. Dies hat mich schließlich zur Studienwahl von Theologie und Islamwissenschaft geführt. In meinem Studium konnte ich viele Fragen, gerade auch in Hinblick auf meine eigene kirchliche Tradition, ordnen, manche sogar klären.

Mein Freiwilligendienst bildete auch die Grundlage für mein weiteres ökumenisches Engagement. Durch die Erfahrungen aus Ghana habe ich gelernt, auf Andere in ihrer Andersartigkeit zuzugehen, sie zu akzeptieren und eine Wertschätzung für sie zu entwickeln. Ökumene bedeutet für mich deshalb in diesem Zu-

sammenhang auch, sich aus ganz unterschiedlichen Regionen dieser Welt, mit verschiedenen Denkhorizonten und Glaubensvorstellungen kennenzulernen und am Leben des Anderen teilzuhaben.

### *Palästinensische Theologie in Heidelberg*

Gegen Ende meines Studiums studierte ich im Frühjahr 2013 ein Semester an der Birzeit University im Westjordanland, um meine Arabischkenntnisse zu verbessern. Dort lernte ich das Leben unter militärischer Besatzung kennen, verbunden mit vielen unterschiedlichen individuellen Schicksalen. Auch beschäftigte ich mich intensiv mit palästinensisch-christlicher Befreiungstheologie, die für mich Fragen aufwarf, mit denen ich mich bisher noch nicht näher auseinander gesetzt hatte: Was bedeutet für mich Widerstand aus christlich-theologischer Perspektive? Welchen Stellenwert hat „das Land“, von dem in der Bibel die Rede ist, für meine Theologie?

Nach meinem Auslandsemester organisierte ich hier in Heidelberg zusammen mit meinem Kommilitonen Benjamin Krauß und der Fachschaft den Theologischen Studientag am Buß- und Betttag zum Thema „Unter Geschwistern – palästinensische und deutsche christliche Theologien im Dialog“. Hierdurch konnten wir Erfahrungen aus den palästinensischen Gebieten in unserer Fakultät einfließen lassen und zur Diskussion stellen. Besonders wichtig war uns dabei, palästinensische christliche Theologien zur Sprache kommen zu lassen, da sie vielen Studierenden bisher noch nicht so präsent waren. Auch war es unser Anliegen, durch die interaktive Gestaltung des Studientags möglichst viele Studierende zu Wort kommen zu lassen und auf ihre Fragen einzugehen. So hofften wir, zu einer Perspektiverweiterung bei allen Beteiligten beitragen zu können.

### *ÖRK – Institutionalisierte Ökumene*

Im Rahmen der 10. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) durfte ich im Herbst 2013 an dem Global Ecumenical Theological Institute (GETI) teilnehmen. Zwei Wochen lang hörte ich gemeinsam mit über 160 Theologiestudierenden aus aller Welt Vorlesungen und diskutierte in kleinen Seminargruppen – international und interkonfessionell – über die gehörten Vorlesungen und wichtige ökumenische Texte. Die Gruppendiskussionen waren nicht nur durch wissenschaftlich unterschiedliche Herangehensweisen an Texte geprägt, sondern auch durch den je eigenen konfessionellen wie regionalen Kontext gekennzeichnet.

Zusätzlich nahmen wir an dem regulären Programm der Vollversammlung teil. Für die Vollversammlung kamen über 3000 Christen aus aller Welt zusammen. Zusammen haben wir auch Andachten gefeiert, gelacht, gebetet und gesungen.

Doch es war auch eine Zeit, die mir sehr zu Herzen gegangen ist. Auf der einen Seite stand die Begegnung mit Christen aus aller Welt und ihrem jeweiligen Hintergrund: es sprachen Christen aus Syrien, die vom Krieg bedroht waren; ein Jugendlicher von den pazifischen Inseln, der feststellte, dass seine Kinder oder Enkelkinder aufgrund des Klimawandels nicht mehr auf seiner Heimatinsel würden leben können; ein Nigerianer, der angesichts von Boko Haram klagte, dass seine Kirche sich nicht aktiver für Gerechtigkeit und Frieden einsetzt. Auf der anderen Seite traf ich auf die institutionalisierte Ökumene, die mit ziemlich viel Bürokratie verbunden ist und manchmal eher einer politischen Großveranstaltung gleicht: stundenlanges Gefeilsche, welchen Wortlaut man nun für die Stellungnahme wählt; Abstimmungen nach strengen Vorschriften; ein strammes Programm, das manchmal wenig Zeit für individuelle Begegnungen lässt.

So wurde für mich in diesen Wochen in einem ganz fundamentalen Sinne die Frage aufgeworfen, was ökumenische Gemeinschaft auch in Form der institutionalisierten Ökumene und des ÖRK eigentlich bedeutet. Auch wenn ich auf diese Frage noch keine endgültige Antwort habe, verbindet sich für mich seit Busan der ÖRK mit ganz verschiedenen Geschichten und Gesichtern. Dadurch habe ich nicht das Gefühl, einem anonymen Instrument gegenüberzustehen, sondern einer Institution, in der sich jeder Christ einbringen kann.

Eine wichtige Aufgabe, die sich mit meiner Teilnahme an der Vollversammlung verband, ist das Weitergeben dieser Erfahrung. In jeder Heimatkirche sollten die Teilnehmer von ihren Erlebnissen erzählen und andere Kirchenmitglieder einbinden. Für mich war dies sehr wichtig, denn Ökumene ist für mich nicht etwas, was ein kleiner erwählter Kreis irgendwo alle paar Jahre auf einer Vollversammlung für zwei Wochen lebt, sondern etwas, was Kirche als solche und damit die gesamte Christenheit ausmacht.

Darum habe ich mich in der Badischen Landeskirche und speziell in Heidelberg an Multiplikatorenveranstaltungen beteiligt. Zusammen mit anderen habe ich Videoübertragungen von Vorlesungen im Ökumenischen Institut geplant, im Ökumenischen Wohnheim und der Evangelischen Studierendengemeinde eine Abendveranstaltung organisiert und einen Gottesdienst in der Peterskirche mit vorbereitet.

Als Mitglied des Koordinationsteams von MEET, einem deutschlandweiten Netzwerk für junge ökumenisch-interessierte Menschen, versuche ich weitere ökumenische Perspektiven hier in Deutschland zu gestalten. Zurzeit organisieren wir einen Workshop zum Reformationsjubiläum, bei dem wir die Wahrnehmung unterschiedlicher Konfessionen auf das Jubiläum zur Sprache bringen wollen. Außerdem arbeiten wir in Kooperation mit der Nordkirche an einer Konzeption für einen Pilgerweg, bei dem zentrale Impulse von Busan aufgenommen und für unsere Situation angepasst werden sollen. Er wird im Herbst dieses Jahres in der Nähe von Plön stattfinden und ist für alle ökumenisch interessierten jungen Menschen zur Teilnahme offen.



---

*Ökumene in Heidelberg: Glaubenskurs für Asylbewerber aus dem Iran*

Um ökumenisch unterwegs zu sein, muss man sich nicht unbedingt auf den Weg machen. Nach Deutschland und Europa kommen viele Migranten, darunter Asylsuchende oder Menschen, die hier Arbeit suchen und finden. Unter den Migranten ist auch ein hoher Anteil an Christen. Auch finden sich unter den Asylsuchenden Menschen, die aufgrund ihrer Hinwendung zum christlichen Glauben ihr Heimatland verlassen mussten.

Die Kapellengemeinde in Heidelberg bietet für Asylbewerber aus dem Iran und Afghanistan, die getauft werden möchten, eine wöchentlich stattfindende „Persische Bibelstunde“ an, in der ich mitarbeite. Die Menschen kommen in die Bibelstunde mit vielen Fragen, teilweise mit nicht sehr umfangreichen Kenntnissen über christliche Glaubensinhalte, und sie kommen vor allem mit ihren Sorgen und Hoffnungen. Somit wird der Bibelstunde eine zweifache Funktion zuteil: zum einen werden grundlegende Kenntnisse über den christlichen Glauben vermittelt, zum anderen werden die Menschen in ihrer Asylsituation und darüber hinaus begleitet.

Es ist für mich immer wieder eine Herausforderung, auf die vielen Fragen, die meist vor einem muslimischen Hintergrund formuliert sind, entsprechende Antworten zu finden.

Auch werden Dinge angefragt, die für mich teilweise so selbstverständlich waren, dass ich nie darüber nachgedacht hatte: Wieso findet sich auf manchen Kirchtürmen ein Hahn? Woher kommt der Name Gründonnerstag?

Andererseits erweist sich manches, was ich in meinem Theologiestudium erlernt habe, als wenig hilfreich: Was bringt es jemandem, der gerade einen Zugang zur Bibel sucht, zu wissen, dass Abraham, Mose und viele andere literarisch-fiktive Gestalten sind? Eine weitere Herausforderung besteht in der Übersetzung. Viele religiöse Begriffe haben im persisch-muslimischen Sprachgebrauch andere Bedeutungen und lassen sich nicht immer in einen deutsch-christlichen Sprachgebrauch übersetzen. Diese Fragen und Herausforderungen führen auch mich weiter, indem sie mich zum Nachdenken und Reflektieren bringen.

Jede Bibelstunde beenden wir mit einem Gebet. Es wird immer wieder deutlich, wie wichtig den Teilnehmern der Bibelstunde das Gebet ist. Gerade in ihrer Situation, in der sie heimatlos geworden sind und noch keine wirklich neue Heimat finden konnten, gibt der Glaube und das Gebet ihnen Kraft. Menschen im Asylverfahren leben in einer schwierigen Situation – der Unsicherheit über den Ausgang ihres Asylprozesses, an dessen Ende oft eine Duldung steht, die wiederum Unsicherheiten mit sich bringt. Sie sind gezwungen, mit relativ geringen finanziellen Mitteln auszukommen, sie kennen die deutsche Sprache nicht und müssen sie mühevoll lernen. Oft bedeutet ihre Flucht einhergehend mit der Hinwen-

derung zum Christentum auch einen Abbruch des Kontakts zu Familie und Freunden.

Zwar engagiere ich mich im Bereich von Konversion, dennoch sollte die Unterstützung für Asylbewerber meiner Meinung nach unabhängig von Herkunft und Religionszugehörigkeit geschehen. Dies finde ich wichtig, um einerseits dem Missbrauch von Konversion als Asylgrund und andererseits missionarischem Eifer angesichts der vermeintlich „einfachen Missionsobjekte“ vorzubeugen.

Als Kirchengemeinde können wir Fremden ein Stück weit neue Heimat bieten. Wir können diese Menschen begleiten, ihnen bei der Sprache helfen, Kindern Nachhilfe geben – oder sie einfach mal mit ins Schwimmbad nehmen, bei der Wohnungssuche unterstützen und vieles mehr.

### *Wozu sich engagieren?*

Engagement heißt für mich in erster Linie, sich mit seinen Gaben und Talenten für andere einzubringen. Es bedeutet auch, sich für seine Maximen und Werte einzusetzen. Nicht zuletzt hat mir der Aufenthalt in Ghana vor Augen geführt, privilegiert zu sein, wodurch ich mich veranlasst sah, in verschiedenen Bereichen mitzuwirken.

Gleichzeitig kann das Engagement aber auch eine Bereicherung darstellen. Wie schon beschrieben, habe ich meinem Freiwilligendienst in erster Linie meine Studienwahl zu verdanken. Darüber hinaus habe ich mir aber auch vielfältige Kompetenzen aneignen können, die so nicht im Studium vermittelt werden. Diese beinhalten einerseits das Kennenlernen von theologischen Themen, wie etwa im Bereich der Ökumene. Nicht zuletzt war es mein Engagement, welches mich zu meinem Promotionsthema geführt hat. Andererseits konnte ich auch viele andere Kompetenzen entwickeln, so etwa Sprachkenntnisse und Organisationsfähigkeiten, die mir wiederum im Studium und Berufsleben weiterhelfen.

Für die vielen Bereiche meines Engagements bin ich sehr dankbar. Vieles ist nur möglich gewesen, weil ich unterstützt und mir etwas zugetraut wurde. Es würde mich freuen, wenn mein Beitrag auch seinen Teil dazu leisten kann, andere zum Engagement zu ermutigen.

„Der Mensch lebt nicht vom WORT allein“

Kirchenmusik als Verkündigung und Seelsorge

*Tobias Oliver Habicht,*



*\*1986 in Heidelberg, Marie-Baum-Preis der Emeriti für soziales und kulturelles Engagement 2013, wird Musik in die Wiege gelegt – der Vater ist Berufsmusiker. Bereits in jungen Jahren nimmt der Vater ihn mit zu Proben, Konzerten und Operaufführungen, was ihn stark prägt. Er erhält Unterricht in Violine, später auch in Viola, Orgel und Dirigieren. Während seines Studiums der Evangelischen Theologie an den Theologischen Fakultäten Heidelbergs und Leipzigs übernimmt er Orgeldienste und leitet mehrere Ensembles. Bei Gottesdiensten und Kantatengottesdiensten in der Universitätskirche, sowie bei fakultätsinternen Veranstaltungen, musiziert er mit Freude und Freunden.*

Musik und Kult gehören seit jeher zusammen. Dies lässt sich beobachten in den noch heute vorhandenen Natur- und Stammesreligionen, dies lässt sich beobachten in biblischen Zeugnissen.

Nach der Befreiung der Israeliten aus der Sklaverei heißt es: „Damals sangen Mose und die Israeliten dies Lied dem HERRN und sprachen: Ich will dem HERRN singen, denn er hat eine herrliche Tat getan; Ross und Mann hat er ins Meer gestürzt. Der HERR ist meine Stärke und mein Lobgesang und ist mein Heil. Das ist mein Gott, ich will ihn preisen, er ist meines Vaters Gott, ich will ihn erheben...“ (Exodus 15, 1-19)

Gleich darauf greift auch die Prophetin Mirjam zur Pauke, führt die Frauen an zum Tanz und singt ihnen vor: „Lasst uns dem HERRN singen, denn er hat eine herrliche Tat getan; Ross und Mann hat er ins Meer gestürzt.“ (vgl. Exodus 15, 20f)

David, der König Israels, tanzt zum Missfallen von Sauls Tochter Michal vor der Bundeslade (vgl. 2. Samuel 6). Vor allem gilt er aber als der Sänger schlechthin, werden ihm doch die Psalmen 3-41 und 51-72 zugeschrieben. Häufig sind im ersten Vers Anmerkungen zur Aufführungspraxis festgehalten.

„Und bei der Einweihung der Mauer Jerusalems“, so heißt es in Nehemia 12,27, „holte man die Leviten aus allen ihren Orten nach Jerusalem, um Einweihung zu halten mit Freuden, mit Danken und Singen, mit Zimbeln, Psaltern und Harfen.“

Jesus umschreibt die Ablehnung ihm gegenüber mit der Reaktion auf die Musik: „Wer Ohren hat, der höre! Mit wem soll ich aber dieses Geschlecht vergleichen? Es gleicht den Kindern, die auf dem Markt sitzen und rufen den andern zu: Wir haben euch aufgespielt und ihr wolltet nicht tanzen; wir haben Klagelieder gesungen und ihr wolltet nicht weinen. (Matthäus 11,15f.)

Paulus ermuntert die Gemeinde von Ephesus: „Ermuntert einander mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, singt und spielt dem Herrn in eurem Herzen!“ (Epheser 5,19)

Wer die ganze Breite der Verbindung von Musik und Kult in der Heiligen Schrift betrachten möchte, nehme eine Bibelkonkordanz zur Hand und schaue unter den Stichworten ‚Musik‘ und ‚singen‘ nach: eine Fülle von Verbindungen zwischen beiden tut sich auf. Musik und Kult lassen sich nicht voneinander trennen.

*Der Ursprung im Hören*

---

Jedes Wort ist Klang, auch Gottes Wort. Der Glaube kommt vom Hören. Und dies ist das Ziel des Glaubens, dass der Mensch durch das Hören auf Gottes Wort verwandelt wird.

Musizierende Menschen sind erst einmal hörende Menschen. Wer hören möchte, muss ruhig werden und still. Die Differenzierungen von Klangfarbe und -höhe, aber auch des Rhythmus können nicht wahrgenommen werden, solange das Ohr von den eigenen Klängen überdeckt wird. Ruhe und Stille erst schaffen den Raum, in den hinein der Klang sich entfalten kann. Wer ruhig sein kann und still, der nimmt nicht nur den Klang wahr, sondern auch sich selbst mit all den inneren Spannungen und Unstimmigkeiten. Wer musiziert, kann aber auch die Erfahrung machen, wie durch das Hören und Spielen sich nach und nach eine innere Gestimmtheit und Ausgeglichenheit wieder einstellt.

Musizieren ist Hören. Das Hören verwandelt den Menschen. Musizierende Menschen machen deshalb oft eine unmittelbare Glaubenserfahrung: sie erleben eine Verwandlung. Musizieren bewirkt einen Stimmungsausgleich, spendet Trost, gibt neue Energie. MusikerInnen ist außerdem der Zugang zu einer weiteren Glaubenserfahrung geschenkt. Der Glaube ist zwar nicht irrational. Doch lässt sich der Glaube nicht bis ins Letzte hinein rational ergründen und begründen. Dasselbe gilt auch für die Musik. Zwar lässt sich ein musikalisches Werk analysieren und auf Aufbau und Gestalt hin überprüfen. Ob ein Werk jedoch befreiende Schwingungen auslöst und im eigenen Innern auf Resonanz stößt, ist eine andere Sache. Die musikalische Analyse eines Werkes kann zum Vorschein bringen, wie dieses durchdacht und nach allen Regeln der Kunst aufgebaut ist. Trotzdem vermag es vorerst die Seele nicht in Schwingungen zu versetzen und löst keine Resonanz aus.

### *Das Geheimnis*

Umgekehrt kann ein leicht durchschaubares Stück, welches vom Fach her gesehen beinahe als ‚billig‘ bezeichnet werden müsste, zu Tränen rühren. Nicht alles lässt sich an der Musik erklären. Nicht alles muss erklärt werden. Was in den Räumen der Klänge vor sich geht, ist sehr oft unergründlich und geheimnisvoll – ein Geheimnis.

### *Die Verschmelzung mit der Musik*

Eine weitere unmittelbare Erfahrung ist der Musikerin / dem Musiker geschenkt. Musik klingt nach. Musik wirkt nach. Mitten in der Stille, aber auch mitten drin im Lärm kann urplötzlich Musik im inneren Ohr erklingen. Es sind Nachklänge gespielter oder gesungener Werke, die plötzlich aus der Tiefe der Seele wieder auftauchen, weil sie zutiefst mit der Seele verschmolzen sind. Mitunter formieren

sich diese inneren Klänge neu, sodass sie schöpferisch zum Ausdruck gebracht werden müssen. In mancher Hinsicht entspricht das Leben in und mit der Musik, was Paulus in Bezug auf Christus ausgesagt hat: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir...“ (Gal 2,20) Die eigene Persönlichkeit wird nicht vernichtet, sondern durchdrungen von einem ganz andern Klang, von einer ganz andern Dimension. MusikerIn und Musik verschmelzen zu einer Einheit.

Diese drei Erfahrungsebenen – der Ursprung im Hören, das Geheimnis, die Verschmelzung mit der Musik – sind es, die die Musikerin / den Musiker unmittelbar erleben lassen, was Spiritualität bedeutet: Leben aus der Verbindung mit einer geistigen Dimension, welcher den eng abgesteckten Rahmen der Rationalität sprengt.

### *Nutzen für die Gemeinden und die Kirche*

Diese Erfahrungen und Erlebnisse, welche sich aus dem Musizieren heraus ergeben, sollen nicht versteckt, sondern für den Dienst in der Kirchenmusik fruchtbar gemacht werden. Im kirchlichen Umfeld tut es Not, dass die KirchenmusikerInnen sich auf die eigenen inneren Quellen besinnen. Die stete Einübung ins Hören bewahrt vor dem Zerreden der Botschaft.

Musikerinnen und Musiker sind deshalb dem Raum des Göttlichen oft näher als Theologinnen und Theologen. Diese Erfahrungen wollen gepflegt sein. Jedem und jeder stellt sich die Gewissensfrage: Ist der Dienst als KirchenmusikerIn Arbeit und Job oder Mitteilung von inneren Erlebnissen? Verstehe ich mich „nur“ als Angestellter in einer Institution, oder als jemand, der die Kraft des Evangeliums instrumental zu vermitteln weiß?

### *In und mit der Kirche leben*

Das Abendland hat seine spirituellen Traditionen. Das oftmalige Lesen des Evangeliums gehört seit der Zeit der Kirchenväter zu dieser Tradition, vergleichbar dem Herzensgebet. Die kirchliche Perikopenordnung mit ihren Zyklen ermöglicht eine systematische Vertiefung in das Wort der Heiligen Schrift. Das Sonntagsevangelium sowie die beiden Lesungen und der Psalm, anfangs der Woche gelesen, können nicht nur zur geistlichen, sondern auch zur musikalischen Inspirationsquelle werden. Wie sonst hätte J. S. Bach seine Kantaten schreiben und den Inhalt der Texte musikalisch adäquat umsetzen können?

Auch Liedtexte sind verdichtete Glaubenserfahrungen, die es wert sind, beachtet und wahrgenommen zu werden. Wer sich nicht nur musikalisch, sondern auch inhaltlich mit dem Liedschatz vertraut gemacht hat, dem fällt es leichter, Querverbindungen zwischen den Schrifttexten und Liedtexten herzustellen und musikalisch durch Zwischenspiele Brücken zu schlagen. Das muss nicht immer durch

Stücke aus dem Repertoire der Literatur geschehen. Nicht das ist die Frage: „Was fange ich mit diesem Text, mit diesem Lied an?“, sondern: „Was löst dieser Text, dieses Lied in mir aus?“ Gerade KirchenmusikerInnen haben es buchstäblich in der Hand, das, was in ihnen ausgelöst wurde, mittels einer Improvisation an ihren Instrumenten auszudrücken und das Wort nachklingen zu lassen. Dies setzt zwar, neben dem technischen Können, auch Mut voraus, sich auszusetzen und etwas von sich selbst preiszugeben. Doch geistliche Musik erklingt nicht nur dann, wenn sie in einem Werkverzeichnis als solche verzeichnet wird, sondern vor allem dann, wenn sie aus der Spiritualität der Musikerin / des Musikers herausfließt. Nicht umsonst schrieb J. S. Bach über seine Werke „soli deo gloria“.

### *Konsequenzen für Gottesdienst & Alltag: Seelsorge durch Musik*

Musik trägt also im wahrsten Sinne des Wortes zur Stimmung bei. Musik ist nicht nur ständige Begleiterin für viele Menschen von morgens früh bis abends spät, sondern auch Aufputsch- und Herz-Schmerz-Mittel. Musik erreicht Schichten der Seele, wo Worte nicht mehr hingelangen. Musikalische Begriffe sind es auch, welche sehr oft zur Beschreibung von Gefühlszuständen herangezogen werden: Man ist verstimmt ... eine Beziehung ist harmonisch ... in einer Versammlung sind Misstöne zu vernehmen ... falsche Vorzeichen sind gesetzt ... Musik ist Wechselspiel zwischen Harmonie und Dissonanz, Spannung und Entspannung.

Was innerhalb der Musik gilt, das gilt auch für ihr Verhältnis zum Gottesdienst als Gesamtkunstwerk und für ihr Verhältnis zu den Hörerinnen und Hörern. Die Schriftlesungen geben die Thematik an, aus der heraus die Gebete formuliert werden. Nimmt die Liedwahl keinen Bezug zur Thematik, so stellen sich disharmonische Empfindungen ein. Fehlt wiederum der Bezug von den Zwischenstücken zu den Liedern, geschieht dasselbe. Auch wenn der große Teil der Gottesdienstbesucher dies nicht bewusst wahrnimmt, wirken sich solche Dissonanzen auf die Gestimmtheit aus. Eine sorgfältige und stimmige Auswahl sowohl der Gesänge als auch der solistischen Stücke ist deshalb auch Seelsorge, denn sie trägt ebenso sehr zum Wohl der Seele bei, wie die Überlegungen der Theologinnen oder der Theologen, denn die Musik setzt andere Bereiche der Seele in Schwingung als das Wort.

Der Frage, wie viel an konventioneller Harmonik, wie viel aber auch an dissonanter Musik den Gottesdienstbesuchern zugemutet werden soll, ist folglich mit großer Sorgfalt nachzugehen. Dass es Entwicklungen in den Hörgewohnheiten gab und gibt, ist ebenso wenig in Abrede zu stellen wie die Auffassung, die freie Tonalität entspreche eher dem Zeitgefühl als eine ‚schöne Harmonik‘. Es kann aber schwer in Abrede gestellt werden, dass die freie Tonalität mit ihren häufigen Dissonanzen eher zu Spannungen und Verspannungen führt, als zu Entspannung und Wohlbefinden. Hier das richtige Maß zu finden, um die Gemeinde nicht in einen seelischen Dauerstress zu versetzen, braucht Fingerspitzengefühl. Dass

Musik Seelsorge ist, davon sind nicht selten erst einmal die Seelsorgerinnen und Seelsorger zu überzeugen. Unsicherheit lässt sie öfters ängstlich sein, z.B. wenn es darum geht, neue Lieder und Gesänge einzuführen. Unkenntnis lässt sie hie und da Lieder zusammenstellen, bei denen Missstimmung bereits programmiert ist. Und dann ist nicht selten die Angst vorhanden, die Musik könnte zu dominant werden und das Wort in den Hintergrund stellen. Eine dreiminütige Wortmeditation müsste jedenfalls hervorragend und gekonnt gesprochen werden, bis sie jene Dichte erreicht, die ein ebenso langes musikalisches Zwischenspiel haben kann. Musik schafft eben Raum für eigene Gedanken und Gefühle, was meist wohlthuender erfahren wird als ein Wortschwall, der den Hörerin und die Hörer daran hindert, zu sich selbst zu kommen. Plattenfirmen und Verlage haben schon längst entdeckt, dass der Markt für wohlthuende Musik beinahe unersättlich ist.

Entdecken KirchenmusikerInnen, wie wohlthuend Musik für sie selbst ist, dann erfahren sie, wie der Funke dieser Freude auf die Gottesdienstbesucherinnen und -besucher überspringt. Wo diese Freude überspringt, da geschieht Seelsorge.



## Studieren mal anders –

Leben und Lernen in der Fachschaft  
Oder: Was machst du aus deiner Fakultät?

*Lukas Hille / Benjamin Krauß*



*Lukas Hille stammt aus dem hessischen Usingen und studiert seit dem Wintersemester 2012/13 in Heidelberg. Geprägt von der Arbeit in der Jungen Union begann er gleich im ersten Semester die Fachschaft mitzugestalten und ist seit dem Sommer 2014 Vizevorstand der Fachschaft. Er war mittlerweile Mitglied fast aller fakultätsinternen Gremien und ist seit dessen Gründung engagierter Vertreter der Fachschaft Theologie im Studierendenrat und seit dem Wintersemester 2014/15 dort Referent für Öffentlichkeitsarbeit.*

*Benjamin Krauß, aufgewachsen in der Umgebung von Heidelberg, studiert nach einem Freiwilligen-dienst in Palästina ebenfalls seit dem Wintersemester 2012/13 evangelische Theologie an der Ruperto Carola. Seit 2013 ist er in der Fachschaft aktiv und war Mitglied in verschiedenen Fakultätsgremien und organisierte zweimal den Studententag am Buß- und Bettag. Außerdem gestaltete er drei Semester das Kommentierte Vorlesungsverzeichnis der Fakultät.*

*Ein langer Weg zur studentischen Mitbestimmung*

Im Raum der Fachschaft Theologie hängt ein gerahmter Brief aus dem Jahr 1982 des damaligen Rektors der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, der es verdient in ganzer Länge zitiert zu werden:

*„An alle Herren Hausmeister der Universität Heidelberg*

Sehr geehrte Herren,  
in der jüngsten Zeit wurden in der Universität Flugblätter verteilt und Wandzeitungen angeschlagen, die zur Beteiligung an Fachschaftsversammlungen auffordern. Das Universitätsgesetz von Baden-Württemberg lässt keine Fachschaften zu. Ich bitte Sie daher, Wandzeitungen abzunehmen und Flugblätter einzusammeln, die auf das Vorhandensein von Fachschaften an unserer Universität hinweisen könnten.

*Mit freundlichen Grüßen,*

*Professor Adolf Laufs“*

Seit 1977 war die „Verfasste Studentenschaft“ in Baden-Württemberg wie auch zahlreichen anderen Bundesländern aus Angst vor Unterwanderung durch links-extreme Ideologien abgeschafft worden. In einer Phase, in der Zusammenstöße zwischen Studierenden und Staatsorganen an der Tagesordnung waren, lag die Kommunikation auf Eis: Auf der einen Seite stand das Unverständnis für radikale, neue Ideen aus dem studentischen Milieu, auf der anderen Seite ein Mangel an Bereitschaft, auf Erfahrung und funktionierende Verfahren zurückzugreifen.

In diesem leeren Raum keimten Gespräche und Kooperationen zwischen den verschiedenen Gruppen dort auf, wo alle Beteiligten am Vorankommen ihrer Lehre interessiert waren: Auf dezentraler Ebene, an den Fakultäten, von großen politischen Streitigkeiten unbeeinflusst. So ist es zu erklären, dass bereits vor der Wiedereinführung der Verfassten Studierendenschaft an der Ruperto Carola die Theologische Fakultät auf die gute Zusammenarbeit zwischen Studierenden und Lehrenden setzte.

Erst seit 2013 gibt es in Baden-Württemberg wieder auf der Ebene der Universität eine gesetzlich anerkannte Vertretung von Studierenden. In Heidelberg wurde dabei die Form des Studierendenrats (StuRa) gewählt, in der politische Hochschulgruppen und Fachschaften zusammen die Interessen der Studierenden gegenüber Rektor und Senat, aber auch z.B. in den Verhandlungen über das Semesterticket mit dem VRN vertreten sollen.

Die lange Phase ohne geregelte studentische Mitbestimmung ist immer noch spürbar, und macht es schwierig, Kommilitoninnen und Kommilitonen für die Fachschaftsarbeit zu motivieren. Dafür gibt es sicherlich noch viele andere Gründe, etwa die Doppelbelastung durch Studium und Arbeit, oder Kinder, und nicht zuletzt, dass viele Studierende schlicht und ergreifend anderweitig engagiert sind, bspw. in der Jugendarbeit, diversen Hochschulgruppen, und anderem mehr, wie die Beiträge dieses Heftes eindrucksvoll dokumentieren.

Dass sich aber gerade auch politisches Engagement oft außerhalb der Fachschaften abspielt, liegt dennoch vor allem daran, dass eine politische Kultur, die Mitbestimmung einfordert, erst wieder geschaffen werden muss. Dies zeigt sich z.B. an den niedrigen Beteiligungen an Wahlen und Vollversammlungen.

Die beeindruckende und erfolgreiche Mobilisation gegen die Studiengebühren im „Bildungsstreik“, hat ihren Teil dazu beigetragen, dass es in Baden-Württemberg wieder eine Verfasste Studierendenschaft gibt. Wie sich dies weiterentwickelt ist keineswegs eindeutig und hängt nicht nur aber doch auch von den Studierenden ab und insbesondere davon, dass die erfolgreiche Arbeit von StuRa und Fachschaften auch effektiv kommuniziert wird.

Der StuRa ist ein junges Modell – und junge Modelle haben meistens Schwierigkeiten beim Laufen Lernen. Viel Kritik prasselt immer wieder auf das Legislativorgan unserer Studierendenvertretung ein. Dabei bietet der StuRa eine Chance, die Studierende sich eigentlich immer wünschen: Er ist ein vollkommen offenes Modell, das viel Platz für eine große Zahl an divers Engagierten bietet.

Im Vergleich zu anderen Modellen haben wir in Heidelberg das transparenteste und allgemeinste geschaffen. Im StuRa ist nicht nur jeder und jede Studierende rede- und antragsberechtigt, sondern kann sich auch zum Engagement in Referaten und Arbeitskreisen melden. Alle Sitzungen sind öffentlich – von der Parlaments-Sitzung selbst über die einzelnen Referate bis hin zur Referatekonferenz, dem Exekutivorgan.

Der große Vorteil ist, dass man die alte „Feindschaft“ zwischen Fachschaften und Politik aufgelöst hat. Im StuRa arbeiten die politischen Hochschulgruppen und die Vertreter der Fakultäten zusammen. Das sorgt für wechselnde Mehrheiten und eine rein inhaltliche Auseinandersetzung.

### *Was der StuRa in der ersten Legislatur geschafft hat?*

Einiges: Die Fachschaften wurden finanziert, ein Semesterticket neu ausgehandelt und die Weichen für eine Rechtsberatung gestellt. Man hat Hochschulgruppen und studentisches Engagement gefördert, Informationsangebote komplett neu aufgestellt und nicht zuletzt dafür gesorgt, dass Gelder, die für die Lehre gedacht sind, auch in diese geflossen sind.

*Und was passiert vor Ort?*

Die Arbeit der Fachschaft Theologie lässt sich gut in die drei Aspekte Fakultäts-gremien, generelle Hochschulpolitik und Kulturelles unterteilen.

Studierende werden von der Vollversammlung gewählt und in verschiedene Gremien der Fakultät entsandt, in denen sie z.B. an der Ausarbeitung neuer Studienordnungen, oder die Vergabe der Qualitätssicherungsmittel, oder das Lehrangebot mitberaten und über die studentischen Mitglieder des Fakultätsrats auch mitentscheiden.

Über den Vertreter im StuRa wirkt die Fachschaft Theologie auch in die allgemeine Hochschulpolitik hinein. Gleichzeitig beteiligen wir uns an Aktionsbündnissen zu spezifischen Anliegen, zuletzt etwa um die Abschaffung der dezentralen und lehrgebundenen Qualitätssicherungsmittel zu verhindern.

Deutschlandweit sind wir mit anderen Fachschaften und landeskirchlichen Konventen über den Studierendenrat Evangelische Theologie (SETh) vernetzt, der auf Bundesebene alle Theologiestudierenden gegenüber Kirchen, Hochschulen und staatlichen Stellen vertritt und sich an Debatten beteiligt – etwa, über die (Un-)Nötigkeit einer Konfessionsklausel zur Zulassung zum Studium.

Da der Mensch nicht vom Brot allein lebt, organisieren wir auch verschiedene Anlässe, um außerhalb der Studiensituation mit Kommilitonen und Kommilitoninnen auch aus Mittelbau und Professorium zusammenzukommen. Dabei ist unter den vielen Veranstaltungen vor allem das Sommerfest zu nennen, das von Fachschaft und Dekanat gemeinsam vorbereitet wird. Hier kommt es immer wieder zu Begegnungen die das klassische Gefüge von Lehrenden und Lernenden zumindest für einen Moment suspendieren können – wenn etwa ein Student von einem Professor eine Zigarette borgt und daraus ein Gespräch entsteht.

Nicht genau in das vorgeschlagene Schema einzugliedern ist der Studientag, den Studierende über die Fachschaft seit einigen Jahren am Buß- und Betttag organisieren und dabei ein selbstgewähltes Thema aufbereiten und eine Minitagung veranstalten.

Damit bietet der Studientag sowohl eine enorme praktische Lernerfahrung als auch eine einmalige Möglichkeit, den universitären Diskurs aus einer anderen Position mitzubeeinflussen. In den letzten Jahren wurden stets hochaktuelle Themen (z.B. Friedensethik, Flucht und Migration) gewählt, die im regulären Lehrangebot kaum auftauchten, teilweise aber danach auch in regulären Veranstaltungen aufgearbeitet wurden.

Die Erstellung des Kommentierten Vorlesungsverzeichnisses ist ebenfalls ein wichtiger Aspekt der Fachschaftsarbeit; hier sei nur auf den Artikel in diesem Heft verwiesen.

Strukturell gebündelt werden die verschiedenen Bereiche durch das Fachschaftsplenium, das während der Vorlesungszeit mittwochs ab 14 Uhr im Fachschaftsraum im Keller des WTS stattfindet. Hier werden die dringlichen Dinge diskutiert und Aufgaben verteilt. Daneben treffen sich die einzelnen Gruppen je nach Bedarf unabhängig.

Man sieht also: Die Arbeit in der Fachschaft ist wichtig, viel von dem, was dort passiert, beeinflusst direkt unser Studium, seien es Gelder, Lehraufträge, Bücher, Studienordnungen oder das KVV. Aber dafür der ganze Stress?

Klar, Fachschaft bedeutet Arbeit. Aber gerade als Christen und Theologinnen wissen wir, dass es meistens eben doch nicht nur auf das Pflichtprogramm ankommt, sondern um mehr geht. Und dass die nächste Prüfung zwar wichtig ist, aber es langfristig mindestens genau so viel zählt, dass nicht nach uns die Sintflut kommt.

Wir glauben, dass wir als Studierende an unserer Fakultät Verantwortung für unsere Kommilitonen haben. Und dass es nicht selbstverständlich ist, dass wir so intensiv studieren können. Den Ablauf an der Fakultät zu unterstützen und ihn auch für die zukünftigen Studierenden zu erhalten ist eine Aufgabe, die eigentlich jede und jeder von uns hat – und die man in der Fachschaft gut erfüllen kann.

Diese Vielfalt an Engagement funktioniert nur, wenn es genügend Menschen gibt, die die einzelnen Bereiche interessieren und dann noch ein paar, die das Ganze im Blick haben.

Gerade die Mischung aus eher sachorientierter Gremienarbeit, der Möglichkeit im engeren Sinn „politisch“ zu arbeiten und studentische Anliegen einzubringen, und der Chance, akademische Freiräume zu schaffen und durch sie eigene Inhalte in den universitären Diskurs einzubringen, ist es, die die Fachschaftsarbeit attraktiv macht.

### *Als Mensch weiterkommen – Fachschaft als Übungsfeld*

In allen Bereichen der Fachschaftsarbeit kann man sich praktisch Wissen aneignen, das fürs Studium aber auch im Berufsleben oder im bürgerschaftlichen Engagement unschätzbar wertvoll ist.

Dies ist auch eine pragmatische Lösung für das Problem des „Praxisbezugs“, dessen Mangel im Theologiestudium von verschiedenen Seiten oft beklagt wird.

Ein paar Beispiele aus der eigenen Erfahrung:

- Wie wichtig es ist, in Gesprächen auf die Verteilung von Redeanteilen zu achten, kann man als Redeleitung in Plenarsitzungen lernen.

- Durch die Herausgabe des Kommentierten Vorlesungsverzeichnisses eignet man sich nicht nur Layoutkenntnisse an, sondern übt auch, eine Gruppe zu organisieren, Aufgaben zu delegieren und langfristig zu planen.
- In der Organisation des Studenttags muss ein Konzept entworfen, Referentinnen angefragt, Flyer entworfen und verteilt werden – und dabei auch ein Budget eingehalten werden!

Die Liste könnte fortgesetzt werden. Oft sind es gerade die Misserfolge, aus denen man am meisten lernen kann. Warum kommt niemand zu dieser Veranstaltung? Interessiert es niemand, liegt der Termin schlecht, oder hat es schlicht niemand mitbekommen? Wie motiviert man Kommilitoninnen und Kommilitonen sich einzubringen?

Nicht nur die Fähigkeiten haben Praxisbezug – viele der Aufgaben und Fragen ähneln strukturell denen, die uns im Beruf in Kirche, Schule und anderswo beschäftigen werden. In der Fachschaftsarbeit kann man sich schon während des Studiums mit ihnen auseinandersetzen und praktische Erfahrungen sammeln.

Anders gesagt: Wer Fakultätsratssitzungen überlebt und die eigenen Anträge gegen den anfänglichen Widerstand der eigenen Professoren durchgebracht hat, der hat auch weniger Angst vor der ersten Ältestenkreissitzung. Besser noch, er weiß vielleicht sogar, wie er Menschen auf seine Seite zieht.

Wenn uns jemand fragt: „Seid ihr die Fachschaft?“, lautet unsere Antwort immer mit einem Augenzwinkern: „Wir alle sind die Fachschaft!“ Was oft als Witz fällt, ist letztendlich eine Erinnerung: Jeder Mensch trägt Verantwortung für sein Umfeld, und an der Fakultät tragen wir Verantwortung füreinander.

Aber nicht nur etwas für andere zu tun, sondern auch gemeinsam das Studium intensiver zu erleben, als man es nur in der Bibliothek kann, ist Teil der Fachschaftsarbeit. Denn das Studium ist mehr als Bücher wälzen, mehr als die nächste Prüfung und mehr als der Weg zum Abschluss.

Interessiert? Besorgt? Überwältigt? Ermutigt? Geschockt? Sehr gut! Bring deine Reaktion mit!

Bis nächsten Mittwoch, 14 Uhr im Fachschaftsraum!

# Die Kraft der Teilmächtigkeit

*Christine Wenona Hoffmann*



*Ich wurde 1986 als erstes von vier Kindern in San Diego geboren. Nach meinem Abitur 2005 auf der Internatsschule Birklehof und einem Praktikum bei der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland bei der UNESCO in Paris, nahm ich 2006 mein Theologiestudium in Heidelberg auf. Dieses setzte ich in Rom an den Päpstlichen Universitäten Gregoriana und S. Tommaso D'Aquino, sowie der Waldenserfakultät fort. Wieder in Heidelberg legte ich 2013 das 1. Theologische Examen in Baden ab. Dank eines Promotionsstipendiums arbeite ich seither an einer Dissertation im Fach Praktische Theologie bei Prof. Dr. Schwier. Parallel zu meinem Studium absolvierte ich ab 2008 eine Ausbildung in Themenzentrierter Interaktion, die ich 2010 erfolgreich abschloss. In meiner Schulzeit engagierte ich mich vielseitig in der Schülermitverwaltung, der Projektleitung diverser Arbeitsgemeinschaften, sowie der Leitung eines schuleigenen Entwicklungshilfeprojektes. Mein schulpolitisches Engagement führte ich in der Studienzeit, in der Fachschaft, dem Fakultätsrat, diversen Gremien und Kommissionen der Universität und einer Laienbewegung, die sich Obdachloser in Rom annimmt, weiter. 2012 erhielt ich den Marie-Baum-Preis des Fördervereins der Theologischen Fakultät.*

---

*„Ich bin nicht allmächtig, ich bin nicht ohnmächtig, ich bin teilmächtig.“<sup>8</sup>*

Diese von Ruth C. Cohn so griffig formulierte Maxime begleitet mich wohl schon viel länger, als ich Ruth kenne.

Drei Einwände gegen Engagement aller Art lauten oft: „Warum sollte gerade ich mich engagieren?“, „mein Engagement wird doch eh nicht gesehen“ und „wo soll ich dafür denn die Zeit hernehmen?“ Meiner Meinung nach ein dreifach falscher Ansatz.

Erstens: Besonders persönliches Engagement birgt ein hohes Synergiepotential. Das Engagement einer Person vermag noch nicht viel auszurichten, da der Handlungsspielraum jedes Einzelnen limitiert ist. Im Rahmen einer Gemeinschaft ist es hingegen besser möglich, die jeweiligen Begabungen und Teilmächtigkeiten so zu nutzen, dass grenzübergreifende Projekte realisiert werden können. Hierbei ist jeder mit seinen persönlichen Fähig- und Möglichkeiten tragend.

Zweitens: Jegliches Engagement wird anerkannt und hat Auswirkungen – und wenn es nur diejenigen sehen, die unmittelbar davon betroffen sind. Denn hat Engagement nur dann eine Wertigkeit, wenn es auch von dritten honoriert wird? Besonders als Theologin stellt sich mir an dieser Stelle die Frage, ob wir uns bei der fokussierten Suche nach Anerkennung durch Dritte nicht vielleicht von einer nur scheinbar überwundenen theologischen Idee – der Werkgerechtigkeit – einspannen lassen, die die heutige Gesellschaft unterstützt und fördert. Nichtsdestotrotz ist festzuhalten, dass Engagement durch Dritte zu wenig Anerkennung findet. Darum ist es wichtig, dass es Auszeichnungen wie den Marie-Baum-Preis gibt, die aber nie die alleinige Motivationsquelle für Engagement sein dürfen.

Drittens: Viele Menschen fragen sich, woher sie heutzutage die Zeit für Engagements jeglicher Art nehmen sollen. Aber ist das ein Argument, dafür lieber gar nichts zu tun? Oder eher ein Grund, das im persönlichen Rahmen Mögliche zu eruiieren? Selbstverständlich geht es auch bei ehrenamtlichem Engagement immer um einen Mittelweg, denn niemandem ist geholfen, wenn man vor lauter Engagement sein Studium nicht schafft, seiner bezahlten Arbeit nicht nachgehen kann, seine Freundschaften oder sich selbst vernachlässigt.

Mit diesen Einwänden sah ich mich an zahlreichen Stellen meines Lebens konfrontiert: Gefühle der Ohnmacht und Resignation – scheinbar nichts tun zu können – begegneten mir bereits als Kind meist in Zusammenhang mit Politik und insbesondere der Entwicklungshilfe. Die Antwort auf die Missstände der Welt und des dörflichen Umfelds, in dem ich in Hessen aufwuchs, lautete oft: „man könne ja eh nichts tun, so ist das nun mal.“ Das war für mich als kleines Mäd-

---

<sup>8</sup> Löhmer/Standhardt: TZI – Die Kunst, sich selbst und eine Gruppe zu leiten, Klett-Cotta, Stuttgart, 2006, 39.



chen unverständlich und nur schwer zu akzeptieren. Mir stellten sich folgende Fragen: Warum kann man den Asylanten in unserem Dorf nicht trauen und muss sie ausschließen? Warum müssen in Afrika die Kinder hungern und haben kein Wasser, was bei uns doch unbegrenzt aus den Wasserhähnen fließt? Warum sind in der Politik, wie die Erwachsenen sagen, immer die „Falschen“ am Drücker?

Heute weiß ich natürlich, dass sich die Welt nicht mit so einem simplen Schwarz-Weiß-Denken hinterfragen lässt. Auch meine Idealisierung von Hilfsorganisationen musste der Einsicht weichen, dass hinter solchen zum Teil nicht nur eine Vielzahl von Akteuren, sondern auch Profiteuren steckt.

Es waren in erster Linie meine Eltern und der Kindergottesdienst, die mich dazu ermutigten, sich von Vorurteilen nicht verunsichern zu lassen. Dazu gehörte nicht nur, mit den Kindern zu spielen, die meine Freunde waren – egal welche Hautfarbe sie hatten – sondern auch, mit Freundinnen um die Häuser in unserem Dorf zu ziehen, um Dosen, Nudeln und Reis für Flüchtlinge im Kosovo zu sammeln; selbst wenn man bei der netten Nachbarin auf Unverständnis und eine verschlossene Tür stieß.

Für die Vermittlung dieser Werte bin ich bis heute sehr dankbar und merkte in der Schule schnell, dass man offensichtlich doch sehr viel mehr mitgestalten kann, als ich immer dachte.

Es gibt in Schulen, Vereinen, der Kirche und anderen Gruppen vielfältige Möglichkeiten sich auch als Jugendliche zu engagieren. Und erst dabei erlebt man die eigene Teilmächtigkeit in Form von möglichen Veränderungen innerhalb dieser Strukturen: Sei es in der Hausaufgabenbetreuung für Unterstufenschüler, dem Waffelbacken in den Spielpausen, oder der Mitarbeit im Kindergottesdienst. Mit diesem vermeintlich geringen Engagement von vielleicht nur wenigen Stunden hat man bereits großen Einfluss auf den Zusammenhalt der Schülerschaft, die Atmosphäre im Sportverein, oder das Gemeindezugehörigkeitsgefühl kleinster Gemeindemitglieder. Meine persönliche Teilmächtigkeit als Schülerin erlebte ich u.a. als Schulsprecherin, Klassensprecherin, Kurssprecherin in der Oberstufe, Konferenzteilnehmerin, Unterstufenmentorin und Vorsitzende von Schulprojekten.

Die Bedeutung dieses Engagements wird wahrgenommen und ihre Tragweite ist vielfältig erlebbar: Weihnachtskarten von Senioren, die ich zu Schulzeiten regelmäßig im Altersheim besucht habe, und regelmäßige Kontakte mit ehemaligen Mentorenkindern aus der Unterstufe zeugen davon. Die Tragweite des Engagements spiegelt für mich vor allem das Sahel-Projekt der Schule Birklehof<sup>9</sup> wieder, was ich von Schülerseite aus vier Jahre leitete, und welches mittlerweile über 850.000 Euro an Spendenmitteln eingeworben hat. Das Projekt ist ein Beispiel

---

<sup>9</sup> Für nähere Informationen siehe: <http://www.birklehof.de/eip/media/2011-10-20-sahelprojekt-flyer-fuer-das-internet.pdf>, Stand: 31.10.2014, 14:39.

dafür, welche Kraft von gemeinschaftlichen Projekten im privaten wie auch im politisch-gesellschaftlichen Bereich ausgehen kann. Es besteht mittlerweile seit über 40 Jahren und hat sich zum Ziel gesetzt, Brunnen, Schulen und Krankenstationen in der Sahel-Zone zu finanzieren. Dabei wird mit Projektpartnern direkt vor Ort zusammengearbeitet, was sinnvolle und der lokalen Situation angemessene Investitionen gewährleistet. Haupteinnahmequelle des Projekts ist der jährlich stattfindende Weihnachtsmarkt, bei dem an knapp 40 Ständen auf dem gesamten Schulgelände die unterschiedlichsten Artikel angeboten werden. Diese sind zum Großteil von Schülerinnen, Eltern und Lehrern selbst angefertigt oder (ein-)gesammelt worden. Der Gesamterlös jedes Marktes – bis zu 40.000 Euro – kommt vollständig den aktuellen Projekten im Sahel zugute.

In der 12. Klasse konnte ich mich bei einer Projektreise vor Ort davon überzeugen, wie sinnhaft dieses Tun ist, und dass die Hilfe in der Sahel-Zone wirklich ankommt: So unter anderem beim Unterrichten in einer von uns finanzierten Schule.

Hierbei wurde mir deutlich, dass großes Engagement Einzelner, die solch ein Projekt leiten, nur durch Zusammenarbeit mit anderen Mitschülern möglich ist – und Früchte tragen kann. Natürlich kann und muss nicht jede Schülerin ein solches Projekt betreuen, aber dennoch gibt es vielseitige andere Möglichkeiten des Engagements und der Beteiligung.

In diesem Kontext kristallisierte sich für mich, neben der Bedeutung guter schulischer Leistungen, der Stellenwert von Gemeinschaft und gemeinschaftlichem Engagement heraus.

Das galt auch für die Zeit an der Universität. Hier engagierte ich mich lange in der Fachschaft, u.a. bei der Erstellung des kommentierten Vorlesungsverzeichnisses, war drei Jahre lang Fakultätsrätin und arbeitete in diversen Kommissionen mit. Und auch wenn das Gefälle zwischen Professorin und Student stärker zu sein scheint, als zwischen Lehrerin und Schüler, und die Dozenten in den Kommissionen meist in der Überzahl waren, so habe ich es nie erlebt, dass studentische Bedürfnisse und Meinungen nicht gehört oder den Studierenden nachgetragen wurden. Zudem habe ich besonders an der Universität, wo Zeit immer knapp zu sein scheint, die Erfahrung gemacht, dass gemeinsame Gremien- und Projektarbeit nicht nur die individuelle Entwicklung, sondern auch effektives Zeitmanagement fördern kann. Neben vielen Freundschaften sind so z.B. auch Lerngruppen entstanden.

Und spätestens dann, wenn man sich mal wieder beim Schimpfen und Fluchen über diese „unmöglichen Zustände“ erwischt, wäre es an der Zeit, über die eigenen Handlungsspielräume nachzudenken und sich seiner Teilmächtigkeit bewusst zu werden. Dann denke ich an R. C. Cohn: „Ich bin nicht allmächtig, ich bin nicht ohnmächtig, ich bin teilmächtig.“

# Lieblingsseminar gesucht!

*KVV-Team*



*Tobias Dienst, Sebastian Bernick, Jacob Pantle,  
Antonia Ehemann, Ruben Schlipphak, Stefan Aderhold,  
Friederike Hille, Theresa Hirtreiter-Hochbach, Angelina Krüger.*

Was ist erforderlich, damit in der letzten Woche der Vorlesungszeit insgesamt 650 Exemplare des Kommentierten Vorlesungsverzeichnisses (KVV) an Frau und Mann gebracht werden, um die Studierenden über das Lehrangebot der Fakultät zu informieren? Und wofür ist dieses gedruckte Heftchen in Zeiten des Internets überhaupt noch gut? Viele Seminare und Institute unserer Universität veröffentlichen ihr Lehrangebot nur noch als PDF oder direkt über die Onlineplattform der Universität.

Doch sicherlich ist es nicht nur die Ästhetik des Gedruckten und der Reiz des Haptischen, der jedes Semester ein variierend großes Team aus Studierenden der Fakultät motiviert, das meist etwa 120 Seiten starke Verzeichnis in Druckform zu bringen und redaktionell auszugestalten. Denn das KVV soll mehr sein als die bloße Auflistung der Informationen, die für das der Prüfungsordnung entsprechende Belegen von Leistungspunkten notwendig sind.

Die von den Dozierenden verfassten Kommentierungen tragen dazu bei, kryptisch klingenden Veranstaltungstiteln Leben einzuhauchen, und motivieren, vielleicht auch mal eine für die Prüfungsordnung nicht zwingend notwendige – dafür interessant klingende – Veranstaltung zu belegen. Des Weiteren ist das KVV redaktionell nach einem Leitthema gestaltet. Bisher wurden meist Jahreslosungen, Kirchentagslosungen oder aktuelle Ereignisse an der Fakultät kreativ umgesetzt. Es hat sich zu einer schönen Tradition entwickelt, dass zu diesem Thema möglichst aus jeder theologischen Disziplin eine Dozentin oder ein Dozent einen Einführungstext schreibt um sich und sein Fach vorzustellen. Dieser ist abgedruckt vor den Veranstaltungen dieser Disziplin zu finden. Aufgrund dieser persönlichen Note ist das KVV besonders für Erstsemester und Studienortswechselnde (die natürlich gerne von der Stelle weg bei uns mitarbeiten dürfen...) interessant. Das KVV kann so einen ersten Eindruck der Fakultät, einzelner Dozenten oder Dozentinnen und des Studierendenumfelds vermitteln. Manche Wechselnde sehen sich das aktuelle KVV einer Fakultät sogar schon vor ihrer endgültigen Entscheidung für einen Studienort an. Besonders die angehängte Adressenliste und der Raum- und Ortsplan können in den ersten Semesterwochen sehr hilfreich sein. (Wer wüsste schließlich von sich aus, wo „ÜR K2“ zu finden ist?)

Das KVV wird seit vielen Jahren von Studierenden in enger Kooperation mit dem Dekanat, Herrn Schwiderski als Fachstudienberater und dem Studiendekan erstellt und ist ein wesentlicher Pfeiler der Fachschaftsarbeit. Die Betätigungsmöglichkeiten für den Einzelnen sind dabei äußerst vielfältig, weshalb sich bestimmt jeder und jede einbringen und ebenso viel mitnehmen kann.

Die tatsächliche Arbeit am KVV ist über die gesamte Vorlesungszeit des vorangehenden Semesters verteilt. Ein typisches Semester könnte in etwa folgendermaßen aussehen: Bereits zu Beginn des Semesters steht meistens ein gemeinsames Mittagessen in der Mensa. Hier wird allen „Neuen“ zunächst ein Überblick

gegeben, was wann wo und wie zu tun ist, und die Zuständigkeiten und Aufgaben werden verteilt – dabei wird natürlich den Kapazitäten wie Zeit, Wille und Fähigkeiten jeder und jedes Einzelnen Rechnung getragen. Aber auch für Leute, die später zu uns stoßen, haben wir noch genügend Dinge zu tun und wir freuen uns über die Bereicherung!

Dann gliedert sich die Arbeit grob zusammengefasst in drei Bereiche auf: Veranstaltungen, Redaktion und Werbung. Wer die Veranstaltungen, gewissermaßen Herz und Hauptzweck des KVV, betreut, ist auf die freundliche Kooperation des Lehrkörpers angewiesen. Dankenswerterweise funktioniert diese sehr gut, ein freundliches (aber bestimmtes) Nachfragen macht in der Semestermitte jedoch einen guten Teil der Arbeit aus. So umfasst dieser Arbeitsbereich nach Einholung genereller Informationen aus dem Dekanat zunächst einmal die Verschickung von Fragebögen an die Dozenten und das Warten auf die Rückgabe der nun ausgefüllten Bögen. Ferner kann dies auch weitere Arbeitsschritte beinhalten: Das wiederholte Erinnern an die Notwendigkeit des Ausfüllens, das Setzen einer (oder mehrerer) Deadlines oder schließlich auch effizientes Betteln. Sind die Bögen zurückgekommen gilt es, diese um noch fehlende Informationen zu ergänzen und die Einträge in eine einheitliche Form zu bringen. Kurzfristigen und sehr kurzfristigen Änderungen müssen natürlich ebenso Rechnung getragen werden. Doch auch wenn es mal etwas knapper wird: Es hat schon seinen Reiz, die Veranstaltungen des nächsten Semesters vor allen anderen zu kennen...

Die Aufgabe der Redaktion ist, kurz gefasst, grenzenlos kreativ zu sein. Hier ist für jeden Platz sich nach Lust und Laune auszutoben. Es gilt, ein möglichst griffiges Motto oder Thema zu wählen, die Lehrkräfte zu Beiträgen zu motivieren und eigene Beiträge von redaktionellen Texten, Gedankeneinwürfen bis hin zu Kreuzworträtseln zu erstellen. Und auch das Titelbild sollte möglichst ansprechen erscheinen. Fotografiert, designet, gemalt – die Gaben an unserer Fakultät sind vielfältig!

Der Bereich Werbung mag wohl auf den ersten Blick etwas ungewöhnlich sein, ist aber wichtig zur Deckung der Druckkosten. Einschlägige Verlage und Läden müssen hierfür aus eigener Initiative angeschrieben und wollen davon überzeugt werden, dass unser Druckerzeugnis nicht nur an sich förderungswürdig, sondern selbstverständlich auch nah an ihrer Zielgruppe ist. Initiativen in Heidelberg werden dabei Sonderkonditionen gewährt, studentisch organisierte, fakultätsinterne Werbung ist kostenlos. Die Verwaltung dieser Kontakte und des nachfolgenden Rechnungswesens mag nicht zu den gelehrten Kernkompetenzen unseres Studienfachs zu gehören. Erfahrungen im Bereich Fundraising können später im Beruf allerdings außerordentlich wertvoll sein.

Ca. sechs Wochen vor Vorlesungsende geht es dann in die heiße Phase: Die Einzelteile des KVV werden in ein einheitliches Layout zusammengeführt. Die Vorabversion wird gewöhnlich durch eilige Änderungen ergänzt, muss Korrektur gelesen und darauf durch noch eiligere Änderungen ergänzt werden.

Spätestens drei Wochen vor Ende der Vorlesungszeit wandern wir mit der fertigen Datei zur Druckerei und entwickeln mithilfe verschiedener Druckfahnen die absolute und perfekte Endversion. Dann geben wir die Sache aus unsern Händen und es wird spannend. Denn nun können wir nur noch hoffen, dass der Postbote noch in der letzten Vorlesungswoche viele Kisten bringt (ein Gefühl fast wie an Weihnachten) und wir unser Werk im Foyer des WTS verkaufen können!

Doch auch damit ist unser Auftrag noch nicht ganz erledigt; die neuen Erstsemester bekommen den besonderen Service, dass wir sie in ihrer Einführungsveranstaltung mit den KVV's besuchen. Was dann noch nicht vergriffen ist, wird bei der Buchhandlung „Lehmanns“ deponiert und kann dort erworben werden.

Mit dem neuen KVV gerüstet, belohnt mit einer ausgiebigen Tafelrunde in einem Lokal unserer Wahl, neuen Freundschaften und dem schönen Gefühl, an der Gemeinschaft der Fakultät mitgewirkt zu haben, geht es dann in ein neues Semester. Und möglicherweise auch in die Vorbereitung eines weiteren KVV.

Für das KVV-Team Friederike Hille und Tobias Dienst

# Zwischen den Stühlen

*Kerstin Lemm*



*Geb.: 29.04.1993*

*7. Semester, Pfarramt*

*Hobbys: Windsurfen, Kiteboarden, Fremdsprachen lernen, Reisen, Kochabende mit Freunden.*

Stell dir vor, du bist 14 Jahre alt und gehst in den Konfiunterricht. Seit du jung warst, gingst du in den Kindergottesdienst. Noch bevor du im Grundschulalter warst, wolltest du getauft werden. Du fühlst dich in deiner Gemeinde zu Hause und du gehst gerne in den Konfiunterricht, weil dir die Gespräche und Diskussionen über den Glauben und grundlegende theologische Fragen Spaß machen. Du fragst dich, wie man überhaupt Pfarrer wird und erfährst, dass man das Lateinum dafür braucht. Als du dich hast entscheiden müssen, wähltest du Französisch und jetzt ist es zu spät, denn an deiner Schule gibt es einen Lateinlehrermangel. Also wechselst du kurz vor Ende der Sommerferien spontan die Schule, überspringst die 10. Klasse und belegst den dort in diesem Jahr knapp zu Stande gekommenen Lateinkurs. Du musst dich zwar sehr anstrengen, um mit dem Lehrstoff und der neuen Situation klarzukommen, aber es gelingt dir, denn dein größter Wunsch ist es, später einmal Pfarrer zu werden und an andere Menschen das weitergeben zu können, was du an guten Erfahrungen in deiner Gemeinde gemacht hast. Du möchtest von deinem Glauben erzählen, die Leute für Christus begeistern, Jugendlichen zeigen, dass Kirche nicht verstaubt und öde sein muss und Menschen in Freuden- und Krisenzeiten begleiten und ihnen eine Stütze sein. Wenn du den Begriff magst, kannst du auch von Berufung sprechen.

Im Kunstunterricht an der neuen Schule lernst du sie dann kennen. Ihre Ausstrahlung ist etwas ganz besonderes, ihre Schönheit ist kaum zu übertreffen, in ihren blauen Augen könntest du versinken. Du beginnst dich zu fragen: Was ist das zwischen uns? Warum möchte ich mit ihr so viel Zeit verbringen? Sollte es etwa das sein, wonach es klingt – Liebe? Solltest du um sie kämpfen, sie fragen, ob sie mal Zeit hat? Vielleicht lieber nicht. Was, wenn sie deine Gefühle nicht teilt? Sie könnte dich abstoßend finden.

So, dann musst du dich wohl entscheiden: Pfarramt oder Liebe. Beides wär doch viel zu schön. Man kann ja wohl nicht alles haben im Leben. Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. (1Joh 4,16) Das ist dein Taufspruch. Den hast du dir im Alter von fünf Jahren selbst ausgesucht, weil er dein Gottesbild widergespiegelt hat. Wie einfach und klar solch ein Kinderglaube doch war! Tiefes Vertrauen, ein Gefühl der Geborgenheit, Treue. So könnte man das Verhältnis eines gläubigen Christen zu Gott beschreiben. Oder man könnte dieselben Begriffe auf deine Beziehung zu IHR anwenden. Mit dem kleinen, aber entscheidenden Unterschied, dass das so anscheinend nicht sein darf. „Wenn zwei Männer ihr Leben miteinander verbringen wollen, ist das keine Ehe.“ „Das ist doch nicht natürlich!“ „Gott hat den Menschen als Mann und Frau geschaffen.“ Solche Aussagen kennst du. Gut, du bist kein Mann, sondern eine Frau, aber du hast plötzlich den Eindruck, dass du, falls du dir die Gefühle für sie nicht nur eingebildet hast, in der Kirche, so wie du bist, nicht unbedingt willkommen bist. Aber vielleicht täuschst du dich ja auch. Schließlich bist du kein Mannsweib, hast lange Haare und siehst wirklich gar nicht lesbisch aus...



Aber Schluss jetzt mit der Grübeleien. Dein Abitur steht an, du sollst jetzt lernen und danach musst du wissen, was du in deinem Leben tun willst. Theologie studieren? Pfarramt? Oder eine Partnerschaft? Möchtest du einmal Kinder haben? Wenn ja, musst du wohl kreativ werden.

Geschichten wie diese sind nicht selten. Natürlich gibt es viele Variationen, aber auch heute ist es nicht so einfach, wie es vielleicht scheint. Erst nachdem ich mich entschieden hatte, auf jeden Fall Theologie zu studieren und falls notwendig auf ein Leben in einer Partnerschaft zu verzichten, hatte ich das Glück, über drei Ecken von einer lesbischen Pfarrerin zu hören, die ich mit meinen Fragen löchern konnte. Denn verständlicherweise sind die wenigsten lesbischen oder schwulen Pfarrer über Google auffindbar zu machen. Von ihr erhielt ich die Kontaktinformationen einer anderen Pfarrerin, die mir schließlich von Labrystheia erzählte. Das ist ein Netzwerk lesbischer Theologinnen und theologisch interessierter Lesben, das zweimal im Jahr Tagungen organisiert, auf denen verschiedene theologische Themen diskutiert werden, Referenten Vorträge halten, Workshops stattfinden und auf denen die Frauen sich gegenseitig stärken und Erfahrungen austauschen können. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Identität ist oft kein einfacher Weg und der Wunsch, diesen Weg nicht gehen zu müssen, durchaus verständlich. Umso wichtiger ist es, sogenannte „Safe Spaces“ zu schaffen, wo an einem sicheren Ort ein Austausch stattfinden und Hilfe gesucht werden kann, ohne Scham und Angst vor Ablehnung haben zu müssen. Mir ist die Arbeit meines Netzwerkes in den letzten drei Jahren sehr wichtig geworden. Wir sind auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag zu finden und arbeiten dort eng mit anderen deutschen Netzwerken zusammen. Von Labrystheia wurde ich schon dreimal als delegierte Stimmberechtigte zum „European Forum of Lesbian, Gay, Bisexual and Transgender Christian Groups“ entsendet. Das Europäische Forum ist ein ökumenisches Netzwerk, in dem mehr als 30 Gruppen aus über 15 Ländern vertreten sind. Es repräsentiert die Mitgliedsgruppen in ökumenischen, gesellschaftlichen und politischen Zusammenhängen. Vertreter der Mitgliedsgruppen des Europäischen Forums treffen sich jährlich in verschiedenen Ländern zur Vollversammlung.

Mir ist es zu einem Anliegen geworden, nicht nur in den christlichen Kirchen für Toleranz und Respekt einzusetzen, sondern auch in Kreisen von Schwulen, Lesben, Bisexuellen und Transgendern Vorurteile gegenüber der Kirche abzubauen, denn in den letzten Jahren bzw. Jahrzehnten hat sich schon Vieles verändert, besonders in den Gliedkirchen der EKD; aber auch unter Katholiken ist die Hoffnung auf Wandel in ihrer Kirche mit Papst Franziskus gewachsen. Ich fände es sehr schade, wenn diese Menschen unseren Gemeinden fern blieben, weil sie fürchten, dort nicht willkommen zu sein, und mit Abwertung oder gar Verurteilung ihres Lebensstils rechnen (müssen?).

## Engagement mit Migrationshintergrund<sup>10</sup>

*Giovanni Maltese*



*Giovanni Maltese ist in Mannheim geboren und aufgewachsen. Im Alter von drei Jahren lernte er Deutsch. Nach dem Realschulabschluss holte er das Abitur nach und war dann als Praktikant Jugendpastor bei der Chiesa Cristiana Evangelica in Deutschland und im Ausland, u.a. auf den Philippinen, tätig. Auf Grund einer Vakanz übernahm er 2002 eine Stelle als Pastoralassistent in der Assemblea Evangelica, Liegi in Belgien und belegte Fernkurse in Theologie, die er 2003–2004 neben einer Vollzeitbeschäftigung als medizinischer Produkteberater in Mannheim fortführte. Von 2005–2009 studierte er Theologie, Religionswissenschaft und Philosophie in Heidelberg und Mainz und von 2009–2010 an der Siliman University auf den Philippinen. Er arbeitete als wissenschaftliche Hilfskraft am ökumenischen Institut, am Lehrstuhl Religionswissenschaft und als Tutor im Fach Neues Testament. Nach seinem Examen arbeitet er im Fach Religionswissenschaft und Interkulturelle Theologie an einer wissenschaftlichen Arbeit über die politische Bedeutung der Pfingstbewegung auf den Philippinen. Von 2009–2012 war er Stipendiat der Friedrich-Ebert-Stiftung. G. Maltese spricht neben seiner Muttersprache Italienisch und seiner zweiten Heimatsprache Deutsch auch Englisch, Spanisch und Französisch und hat sich in einen philippinischen Dialekt eingearbeitet.*

---

<sup>10</sup> Der vorliegende Steckbrief stammt von Gerd Theißen und ist eine Adaption der Laudatio, die dieser anlässlich einer Preisverleihung gehalten hat.

Der Vater von Giovanni Maltese kam als italienischer „Gastarbeiter“ nach Deutschland. Dieser „Migrationshintergrund“ hat in vielen Bereichen seine Arbeit bestimmt. In vier Bereichen hat er Initiativen angestoßen, organisiert und durchgeführt:

Sein *kulturelles* Engagement zeigt sich in seiner Mitarbeit an Filmen als Regieassistent, Komparse oder in der Hauptrolle: „Caffé della vita“ (2004), „Der Besuch“ (2006) oder „Verbrecher!“ (2009) und außerdem bei „Social Meets Culture e.V.“, einem Verein, der kulturelle Veranstaltungen zugunsten sozialer Projekte organisiert und dessen Gründungsmitglied und zweiter Vorsitzender er bis 2014 war. Der Verein will Kultur und Soziales Engagement in der Region um Mannheim zusammenführen. Er veranstaltet Benefizkonzerte u.a. für die Lebenshilfe, für die Straßenkinderarbeit (für den Verein Freezone), für die Hausaufgaben und Nachmittagsbetreuung sozial schwacher Kinder und Jugendlicher (für den Verein Aufwind) und für Kinderheime. Dabei arbeitet man auch mit der „Langen Nacht der Museen“ zusammen. Diese Initiativen wurden mit dem Bürgerpreis der Metropolregion Rhein-Neckar 2010 ausgezeichnet.

Sein *kirchliches* Engagement zeigt sich in der Jugendarbeit der Migrantenkirche „Chiesa Cristiana Evangelica Mannheim“ unter Jugendlichen aus einfachen Arbeiterfamilien, die oft schlechte Deutschkenntnisse haben. Seit 2003 arbeitet er ehrenamtlich im pastoralen Team der „Chiesa Cristiana Evangelica“ in Mannheim. Diese Arbeit beschränkt sich nicht auf Gottesdienste, sondern schließt auch Unterstützung bei Behördengängen und andere Vermittlungsaufgaben ein.

Sein *soziales* Engagement umfasst weiterhin die Koordination eines Humanitären Hilfsprojektes auf den Philippinen, das er im Anschluss an einen Philippinenaufenthalt im Jahr 2001 unter dem Namen „ITAYO“ gegründet hat. ITAYO, das im Tagalog, der offiziellen Landessprache der Philippinen „bauen, vernetzen, aufrichten“ heißt, leistet umfassende Entwicklungsarbeit – von Armenspeisungen, medizinischen Einsätzen und dem Bau von Schulen und Jugendbegegnungsstätten bis hin zu Mikrokrediten für Existenzgründungen und landwirtschaftlichen „Hilfe-zur-Selbsthilfe“-Aktionen. In diesem Zusammenhang bereiste er sehr oft die Philippinen.

Sein *theologisches* Engagement wird durch einen von ihm gegründeten „Arbeitskreis interreligiöser Dialog“ im Rahmen der Friedrich-Ebert-Stiftung dokumentiert und hat sich auch schon in wissenschaftlichen Veröffentlichungen, besonders zur Pfingstbewegung, niedergeschlagen. Sein soziales Engagement auf den Philippinen hat auch seiner wissenschaftlichen Arbeit einen Erfahrungshintergrund gegeben. Das zeigt sein Buch: Geisterfahrer zwischen Transzendenz und Immanenz. Die Erfahrungsbegriffe in den pfingstlich-charismatischen Theologien von Terry L. Cross und Amos Yong im Vergleich (2013). Zusammen mit Jörg Haustein gab er 2014 das „Handbuch pfingstliche und charismatische Theologie“ heraus. Zurzeit arbeitet er an einem Forschungsprojekt: Politik und Gesellschaft in der philippinischen Pfingstbewegung am Beispiel der Insel Negros (Oriental).

## Förderverein

*Christian Polke*



*1980 geboren in München, war von 2005 bis 2008 Wissenschaftlicher Angestellter am WTS (Systematische Theologie/Ethik); 2008 Promotion in Heidelberg; seit 2008 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Evangelische Theologie der Universität Hamburg*

Meine Geschichte mit dem Förderverein reicht bis ins Jahr 2001 zurück. Damals haben wir ihn zum ersten Mal gegründet. Wir, das waren einige Professoren und Studierende, allen voran Gottfried Seebaß, der unser 1. Vorsitzender wurde und dessen Stellvertreter ich sein durfte. Wer genau auf die Idee zur Vereinsgründung kam, weiß ich nicht mehr. Das ist auch nebensächlich. Woran ich mich erinnern kann, ist jenes denkwürdige Gespräch, in dem Dekan Seebaß und ich als studentischer Vertreter im Fakultätsrat den Fahrplan zur Gründung entwickelten. Unsere Idee war im Grunde so einfach wie wagemutig: Wir wollten die Verbundenheit der Menschen an unserer Fakultät stärken, und zwar über die Zeiten des Studiums, des Lehrens und des Arbeitens hinaus. So weit, so gut. Doch es kam anders. Nach der Zwischenprüfung ging ich nach Berlin, Gottfried Seebaß wurde emeritiert und kurze Zeit später sehr krank.

So kam es, dass eine zweite Gründung notwendig wurde, weil die erste schlicht im Sande verlief. Diese fiel dann in die Zeit meines Übergangs vom Studium zur Assistenz. Mit Gerhard Rau, den ich aus meiner Zeit im TSH kannte und der sich dort als Vorsitzender des Trägervereins große Verdienste erworben hatte, konnten wir schnell jemand finden, der sich der Sache beherzt annahm. Gottfried Seebaß verfolgte die Neugründung weiterhin mit großem Interesse und stand uns mit Rat und Tat zur Seite. Sein Nachfolger Christoph Strohm übernahm das wichtige Amt des Kassenwarts, gemeinsam mit Nina-Dorothee Mützlitz, geb. Lippstreu und Sabine Wagner als Schriftführerinnen waren wir als Mittelbau sehr gut präsent und auch die Fachschaft war immer aktiv im Vorstand vertreten. Nicht zu vergessen auch die personelle Unterstützung durch Hilfskräfte, die uns Dorothea Grothe seitens des Dekanats zur Verfügung stellte. So wurde der alljährliche Dies ins Leben gerufen, die Jahresgabe initiiert und ein Preis für herausragende Studienarbeiten geschaffen. Heute, ein gutes Jahrzehnt später, kann man nur sagen: Über dieser zweiten Gründung lag Segen und die beherzte Mitarbeit vieler, die eigentlich allesamt bei Namen zu nennen wären. Dem Verein und seinen Mitglieder wünsche ich: Ad multos Annos! Und erlaube mir mit einer Hoffnung zu schließen: Mögen viele ehemalige „Heidelberger“ sich dann und wann mit Wehmut und Dankbarkeit an unser aller Alma Mater erinnern und an die einzigartigen Gesichter, die diese Fakultät bis heute mit Leben und Tatkraft geprägt haben.

Dr. Christian Polke, Hamburg

(Stellv. Vorsitzender von 2007 bis 2009)

# Kindergottesdienst in der Peterskirche Heidelberg

*Hannah Schwier*



*Mein Name ist Hannah Schwier, ich bin 27 Jahre alt und studiere seit dem WS 09/10 an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg Sonderpädagogik auf Lehramt mit den Fächern ev. Theologie und Deutsch. Derzeit absolviere ich mein 1. Staatsexamen und werde im Anschluss in den schulischen Vorbereitungsdienst gehen. Seit Beginn meines Studiums in Heidelberg arbeite ich ehrenamtlich, vorwiegend im Bereich Kindergottesdienst, in der Peterskirche Heidelberg.*

### *Rahmenbedingungen*

Der Kindergottesdienst in der Peterskirche begann zum Sommersemester 2012. Zu Anfang bestand das Vorbereitungsteam aus drei Studentinnen. Seit dem Sommersemester 2013 ist das Team auf insgesamt neun Teamer (aktive und ehemalige Studenten und Studentinnen) angewachsen. Die Jahre zuvor gab es zeitweise Kindergottesdienstangebote von der damaligen Studentenpfarrerin und von Professorengattinnen. Der Kindergottesdienst findet in der Vorlesungszeit jeweils am ersten Sonntag des Monats in der Sakristei der Peterskirche oder in der ESG während der Predigt statt. Zusätzlich wird er zum Semestereröffnungs- und Schlussgottesdienst angeboten. Derzeit besuchen zwischen 3-10 Kinder im Alter von 3-10 Jahren, den Kindergottesdienst. Zusätzlich zum regulären Kindergottesdienst wird seit dem WS 14/15 ein Betreuungsangebot für Säuglinge und Kleinkinder angeboten, welches von Eltern und Kindern gut besucht wird. Finanziell wird der Kindergottesdienst mit Hilfe von Kollekten getragen.



**KIRCHE  
MIT  
KINDERN**

### *Konzept*

Vor Beginn des Semesters trifft sich das gesamte Kindergottesdienst-Team für eine Semesterplanung. Dort werden Zweierteamer für die einzelnen Kindergottesdienst-Sonntage eingeteilt. Zusätzlich ist ein weiterer Teamer für die Kleinkinderbetreuung zuständig. Seit dem Sommersemester 2013 wird ein Semesterthema abgesprochen, welches im Kindergottesdienst mit den Kindern während des gesamten Semesters erarbeitet wird (z.B. Paulus, Sara und Abraham, Tiere in der Bibel). Die Semester zuvor orientierten sich die einzelnen Themen an Gottesdienst- und Predigtthemen oder Kirchenfesten.

Im großen Team werden einzelne Themenbausteine für die Themenreihe überlegt, damit die jeweiligen Zweierteamer für die einzelnen Sonntage ihren Baustein in der Themenreihe verorten können. Um die Themenreihe für das Team zu dokumentieren, gibt es einen Teamordner für alle anfallenden Kindergottesdienst-Materialien.

Die einzelnen Bausteine werden aufgrund der heterogenen Kindergruppe inhaltlich differenziert angeboten, um die Kinder individuell zu fördern. Zudem wird im Bereich der Methoden verstärkt musikalisch gearbeitet.

Die Einbettung des Kindergottesdienstes in den Sonntagsgottesdienst ist so gewählt, dass die Kinder in der Phase der Predigt und der Abkündigung im Kindergottesdienst alters- und lebensweltorientiert Themen erarbeiten können. Nach dem Kindergottesdienst gehen die Kinder mit den Teamern zurück in den Hauptgottesdienst, so dass die Kinder mit ihren Eltern am Abendmahl teilnehmen können. Aufgrund dieser Kindergottesdienst-Form ist es den Kindern möglich, die Liturgie und den Ablauf eines Gottesdienstes kennenzulernen, wahrzunehmen und aktiv daran teilzunehmen.

Die Sakristei als Ort des Kindergottesdienstes ist innerhalb des Kirchengebäudes, direkt neben dem Altar- und Chorraum, durch eine Tür abgetrennt. Sie wird von mehreren Gruppen genutzt, so dass vor Gottesdienstbeginn der Raum vorbereitet und nach dem Kindergottesdienst alles weggeräumt werden muss. In der Sakristei gibt es eine Materialkiste, in welcher auch der Teamordner gelagert wird. In den Räumlichkeiten der ESG können Kindergottesdienst- und Kleinkinder-Angebote gemacht werden, die einen größeren Bewegungsraum benötigen.

Im Eingangsbereich der Peterskirche steht eine große Kindergottesdienst-Pinnwand. An dieser Wand befinden sich die Kindergottesdienst-Termine des laufenden Semesters, Fotos des Kindergottesdienst-Teams und das Semesterthema. Zusätzlich wird die Wand durch erarbeitete Materialien der einzelnen Kindergottesdienste erweitert. So können die Kinder am Ende jedes Kindergottesdienstes ihren Eltern und Begleitern anhand der Materialien den behandelten Inhalt erzählen und zeigen. Nach den Kindergottesdiensten stehen die Teamer für ein Gespräch bereit. Eine weitere Informationsmöglichkeit bietet der E-Mail-Verteiler, in den sich die Eltern aufnehmen lassen können. Über diesen werden sie über kommende Termine und zusätzliche Aktionen informiert.

Seit dem Sommersemester 2013 findet jeweils im Juli ein Gemeindefest rund um die Peterskirche statt. Dafür wird von dem Kindergottesdienst-Team ein zusätzliches Spielangebot draußen ermöglicht und ein erweiterter Kindergottesdienst draußen auf dem Kirchengelände angeboten.

### *Durchführung*

Vor Beginn des Sonntagsgottesdienstes stehen die jeweiligen Teamer im Eingangsbereich der Kirche und sprechen Kinder mit ihren Eltern an, um sie über den stattfindenden Kindergottesdienst zu informieren. Die Kinder, Kleinkinder und Babys gehen zunächst mit ihren Eltern mit. Vor der Predigt werden sie von dem diensthabenden Pfarrer zum Kindergottesdienst und zu der Kleinkinderbetreuung eingeladen und die Teamer gehen von hinten nach vorne und holen die Kinder an den Stuhlleihen ab. Die Kinder gehen zusammen mit den Teamern zum Altar und holen die Kindergottesdienst-Kerze, um sie mit in die Sakristei oder in die ESG zu nehmen. Im jeweiligen Raum, der zuvor von den Teamern



vorbereitet wurde, wird der Kindergottesdienst mit Musik, Geschichten, Bildern und verschiedenen Aktionen gefeiert. Im gleichen Raum findet auch die Baby- und Kleinkinderbetreuung statt. Zu Beginn des Kindergottesdienstes begrüßen sich alle und singen gemeinsam mit den Babys, Kleinkindern und Eltern ein Lied. Danach erarbeiten die größeren Kinder zusammen mit den Teamern das vorbereitete Thema. Die Babys und Kleinkinder bekommen zur selben Zeit durch einen weiteren Teamer frühkindliche Angebote und können den Raum erkunden.

Nach den Abkündigungen gehen alle gemeinsam zurück und stellen die Kindergottesdienst-Kerze auf den Altar. Die Kinder können dann zu ihren Eltern gehen um am Abendmahl teilzunehmen. Die Teamer gehen in den Eingangsbereich und hängen die erarbeiteten Materialien an die Pinnwand. Nach dem Gottesdienst können die Kinder ihren Eltern diese zeigen und haben die Möglichkeit mit den Teamern zu sprechen. Am Schluss räumen die Teamer in der Sakristei oder in der ESG die Materialien zusammen und können den Kindergottesdienst kurz reflektieren.

Die Teamreflexion des abgeschlossenen Semesters wird im Planungstreffen für das kommende Semester durchgeführt. Ein separates Reflexionstreffen am Ende des Semesters ist aufgrund von Prüfungen und der sich anschließenden Semesterferien schwierig. Aus diesem Grund haben wir beide Treffen zusammengelegt. Akute Schwierigkeiten und Probleme werden über Email, Telefon oder kleine Treffen geklärt.

Mit den Kindern findet jeweils im letzten Kindergottesdienst des Semesters eine kleine Wiederholung des Semesterthemas statt, an die sich ein Gespräch anschließt, was ihnen gefallen und Spaß gemacht hat oder was ihnen nicht gefallen hat.

Von vielen Eltern kommt nach dem Kindergottesdienst eine Rückmeldung, welchen Eindruck sie persönlich oder von ihren Kindern mitgeteilt bekommen haben. Bei jüngeren Kindern kommen die Eltern zeitweise auch mit in den Kindergottesdienst und schauen sich den Ablauf an.

In den letzten Semestern hat sich der Kindergottesdienst in der Peterskirche etabliert und ist zu einem festen Teil der Gemeindestruktur geworden. Schwierig jedoch ist die durchgängige Aufrechterhaltung einer „festen“ Kindergruppe, da die Zusammensetzung der Kinder oft von Sonntag zu Sonntag wechselt. Ein Grund hierfür ist die Struktur der Peterskirche, welche keine Wohnortgemeinde ist. Daraus ergibt sich, dass der Kindergottesdienst keine Möglichkeit der Zusammenarbeit mit Kindergärten und Grundschulen hat und sich nur aus Kindern von Angehörigen der Universitätsgemeinde zusammensetzt. Für diese Kinder jedoch bietet der Kindergottesdienst in der Peterskirche einen Erlebnisraum für altersgerechte Erfahrungen im Bereich Gottesdienst, Gemeinschaft, Religion, Musik und Spiel.

Für die Kindergottesdienst-Mitarbeiter schafft diese Arbeit eine Möglichkeit der elementaren und individualisierten Aufbereitung von theologischen Themen für die jeweiligen Altersgruppen. Zudem werden bei den Mitarbeitern Teamkompetenzen, Führungskompetenzen, das Selbstbewusstsein, verbesserte Kommunikation und soziale Kompetenzen gefördert.

Kindergottesdienst-Arbeit beinhaltet viele Möglichkeiten der Begegnungen, Erfahrungen und des Lernens sowohl für die Kinder, als auch für die Mitarbeiter. Diese können in einem folgenden Schritt die Kirchengemeinde ein Stück weit lebendiger und bunter werden lassen, indem die Kommunikation zwischen den verschiedenen Generationen angeregt und gefördert wird. Der Kindergottesdienst sollte aus diesem Grund als ein wichtiger Baustein in jeder Gemeindegarbeit und Gottesdienstplanung angesehen werden.

Ein Beispiel für die Öffnung des Gottesdienstes ist eine veränderte Form der Austeilung des Abendmahls, die in der Peterskirche bisher ein Mal durchgeführt wurde. In Absprache von Kindergottesdienst-Team und Universitätsprediger wurde für den Semesterschlussgottesdienst eine Form entwickelt, bei der sowohl Kinder als auch Erwachsene bei der Austeilung des Abendmahls mitwirken können. Im Kindergottesdienst wurden die Fladenbrote von den Kindern für das Abendmahl vorbereitet und auf mehrere Brotkörbe verteilt. Die wurden von den Kindern am Ende des Kindergottesdienstes in einer kleinen Prozession durch die Kirche getragen und auf den Altar gestellt. Für die Austeilung des Abendmahls wurden immer ein Kind und ein Erwachsener zu einem Zweierteam zusammengestellt. Das Kind hielt den Brotkorb und der Erwachsene teilte das Brot mit den Spendeworten aus. Danach versammelten sich die Kinder mit den austeilenden Erwachsenen um den Altar herum und empfangen selbst Brot und Traubensaft.

Diese Form bekam innerhalb der Universitätsgemeinde viel Zustimmung und beinhaltete für alle Beteiligten neue Erfahrungen: die Kinder waren sehr stolz und glücklich über ihre wichtige Aufgabe während des Abendmahls, die erwachsenen Austeilenden mussten sich während des Abendmahls auf die Geschwindigkeit der Kinder einstellen und mit ihnen ein Team bilden und die Abendmahls Teilnehmer nahmen die Kinder in einer neuen Rolle innerhalb der Gemeinde wahr.

Dieses Beispiel verdeutlicht, wie bereichernd neue Gestaltungen sein können, an denen Kinder mitwirken. Seit 2001 ist es in der badischen Landeskirche möglich, Kinder uneingeschränkt beim Abendmahl teilnehmen zu lassen. Aus diesem Grund sollte diese Möglichkeit in vielen Gemeinden aktiv umgesetzt werden, um generationsübergreifende gottesdienstliche Gemeinschaft zu stärken.

# Gefängnisarbeit

*Johannes Voegler*



*Geb. 25.07.1987 in Karl-Marx-Stadt. Von 1994 bis 1998 Grundschule Kändler; von 1998 bis 2006 Albert-Schweitzer-Gymnasium, Limbach-Oberfrohna; 2007/2008 Freiwilligendienst in einem Kinderdorf in Chimaltenango, Guatemala; 2008 bis 2010 Studium der Theologie an der Universität Leipzig; 2010-2014 Fortsetzung des Studiums an der Universität Heidelberg; ab 2014 Rückkehr nach Leipzig; Examen. 2002-2007 Kinder- und Jugendarbeit im Kirchenbezirk Chemnitz; 2008-2010 Leitung einer Kindergruppe in Leipzig; Seit 2011 Stipendiat der Konrad Adenauer Stiftung; 2011-2012 Mitarbeit im Kinderzirkus des Asylbewerberheims Heidelberg; 2010-13 Mitarbeiter am Neutestamentlichen und Kirchengeschichtlichen Lehrstuhl; 2013-2014 Leitung einer Gesprächsgruppe in der JVA-Mannheim, dazu zweimonatiges Praktikum in der Gefängnisseelsorge.*

Jedes Mal, wenn ich mich dem Gebäude nähere, macht sich so ein Gefühl in mir breit, welches ich selbst nur sehr schwer beschreiben kann. Einladend sieht es nicht gerade aus, das alte Gebäude aus roten Steinen mit den schweren Gittern vor den Fenstern, dazu das riesige Tor, welches wie ein großes Maul wirkt und das man selbst nicht öffnen kann.

Trotzdem freue ich mich auf die kommenden Stunden. Einen halben Tag pro Woche verbringe ich im Gefängnis in Mannheim und leite dort eine Gesprächsgruppe bestehend aus einem verbindlichen Kreis von fünf Gefangenen. Wir treffen uns jeden Mittwochnachmittag und beginnen mit einer Austauschrunde, in der jeder von seiner letzten Woche erzählen darf. Hierbei kommen sowohl gute als auch schlechte Nachrichten zu Gehör. Nach diesem Punkt im Programm soll nach Möglichkeit von „Knast-Gesprächen“ abgesehen werden, da eines der Ziele, die ich mit der Arbeit verfolge, ist, den Menschen eine „Pause“ vom Gefängnisalltag zu ermöglichen. Dies halte ich für wichtig, da sich das Gespräch sonst nur um Anwälte, Haftverschärfung, Urteile etc. drehen würde. Meiner Erfahrung nach ist diese „gefängnisfreie Zone“ für die Gefangenen sehr bereichernd.

Im Anschluss an die Austauschrunde verteile oder zeige ich ein „Fundstück der Woche“, z.B.: ein Gedicht, ein Zitat oder einen Bibelvers. Manchmal singe ich ein Lied vor oder spiele einen Kurzfilm ein. Einmal habe ich für jeden 3 geschlossene Narzissen mitgebracht, die jeder die Woche über in seiner Zelle beim Aufgehen beobachten konnte. Dieses „Fundstück der Woche“ bietet meist eine Gesprächs- oder Diskussionsgrundlage.

Im dritten Teil des Treffens behandeln wir ein Thema, zu welchem einer von uns im Vorfeld einen Kurzvortrag mit Fragen erarbeitet hat. Themen, die wir in den letzten Monaten besprochen haben, waren u.a.: der Umgang der Gesellschaft mit Behinderten; der Syrienkonflikt; die NSA-Affäre; die Legitimität eines Staates; Freundschaft; aber auch über die eigene Arbeit oder seinen Lebensweg hat der ein oder andere schon berichtet.

In der verbleibenden Zeit spielen wir meistens noch ein Gesellschaftsspiel. Besonders hoch im Kurs stehen Jenga und Carcassonne, beim zweiten muss man allerdings genau aufpassen, dass keiner schummelt. ☺

Nach dem Gruppentreffen nehme ich mir in der Regel noch Zeit, um mit dem Einen oder Anderen persönlich ins Gespräch zu kommen oder auch mal ein Schachspiel zu wagen.

Ich habe immer wieder bemerkt, dass diese Zeit im Gefängnis sowohl für die Gefangenen als auch für mich sehr bereichernd war. Und wenn beispielsweise einer seinen Sport ausfallen lässt, um in die Gruppe zu kommen, zeigt das, wie wichtig dieser Nachmittag ihm ist. Am Abend, wenn ich das Gefängnis verlasse, bin ich meist müde und bewegt vom vielen Leid, das mir zu Ohren gekommen ist. Dann tut es mir gut nochmal in der Gefängniskirche vor dem Fenster stehen-

zubleiben und alles bei unserem Herrn abzuladen. Irgendwie bewegt mich dieses Bild mit seinen warmen Farben immer wieder: Ein gebundener Jesus – machtlos. Aber trotzdem geht sehr viel Licht von Ihm aus. Auch ich bin machtlos hier an diesem Ort, angesichts von so viel Leid kann ich nichts tun. Aber trotzdem kann ich jede Woche herkommen und vielleicht wird unsere gemeinsame Zeit für die Teilnehmer zu einem Licht im sonst oft so dunklen Gefängnisalltag.



Leider geht mein Studium in die Endphase und ich werde mein Examen in Leipzig ablegen, sodass ich meine Gruppe aufgeben musste. Wenn dich meine Ausführungen angesprochen haben, dann frag doch mal bei einem Gefängnisseelsorger nach. Vielleicht kannst du bald schon am Auftrag, den Jesus seiner Kirche gab, mitwirken: *Ich bin im Gefängnis gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.* (Mt 25,36).

# Evangelische Studierendengemeinde

ESG

*Kerstin Wackerbarth*



*Mein Name ist Kerstin Wackerbarth. Geboren und aufgewachsen bin ich in Niedersachsen. Nach der Schule begann ich im WiSe 2008/09 mit dem Theologiestudium. Ich studierte zunächst in Marburg & Berlin, bevor ich nach Heidelberg an die Universität kam. Mittlerweile befinde ich mich in der Examensvorbereitung und hoffe, Anfang Oktober 2015 ins Vikariat der ev.-luth. Landeskirche Hannovers gehen zu können.*

Mit meinem Beitrag „Soziales Engagement“ möchte ich einen Eindruck von der Mitarbeit in der Evangelischen Studierenden Gemeinde (ESG) geben. Diese war mir lange Zeit eine wichtige und zeitweise sehr intensive, auf jeden Fall aber haltgebende Wegbegleiterin:

„Die Leber wächst mit ihren Aufgaben“ – und die Ehrenamtliche an ihrem Engagement. Schon früh gehörte ich zu denen, die sich zu den recht Kirchenverbundenen zählen würden. Bereits in der Oberstufe begann ich, mich unter dem Motto der ESG Osnabrück „Gott zu Ehren, den Hochschulen zum Besten“ in der ESG zu engagieren, zunächst im musikalischen Bereich. Die ESG ist durch meine fröhlichen Ortswechsel hindurch die Konstante innerhalb meines Studienlebens geblieben. Durch meine Studienwechsel quer durch die Bundesrepublik habe ich in den unterschiedlichen ESGn Anknüpfungsmöglichkeiten und „Heimat auf Zeit“ gefunden. Hier konnte ich mich mit meinen ganz persönlichen Fähigkeiten und in der mir ganz eigenen Art einbringen.

Studierenden und anderen Angehörigen der Hochschulen „Heimat auf Zeit“ zu sein, verstehen die ESGn als eines ihrer Hauptanliegen. Eine solche Heimat zu gestalten bringt seine ganz eigenen Freuden und Herausforderungen mit sich. Wer in der ESG mitarbeitet, erlebt in und trotz hoher Fluktuation intensivste Begegnungen der unterschiedlichsten Art und mit den verschiedensten Menschen. Jede und jeder mit ihrer/seiner ganz eigenen Lebensgeschichte.

„Heimat auf Zeit“ einladend zu gestalten ist mir ein ganz besonderes und ein (zeitweise sehr) herausforderndes Anliegen. Dabei ist es mir wichtig, Studierenden neben der Universität einen Raum zu ermöglichen, der ihren Horizont noch einmal ganz anders erweitert und sie ganz persönlich bildet. Von Studis für Studis – immer tatkräftig unterstützt durch einen (oder auch einmal zwei) hauptamtliche Pastorinnen und Pastoren. ESG hat mir einen Stand im Leben gegeben und jede Menge Möglichkeiten, mich auszuprobieren und an mir zu wachsen. Von der Organisation von Spieleabenden bis hin zur Gemeindeleitung bietet die ESG ein breites Spektrum sich zu engagieren. Für mich als Theologiestudentin war die Gelegenheit, in meinem geistlichen Leben zu wachsen, besonders spannend. So hatte ich die Möglichkeit zur Vorbereitung und Mitgestaltung der unterschiedlichsten Gottesdienste und zu einigen eigenen Andachten.

Und es geht noch weiter! Über die ESG kommen einige weitere Möglichkeiten zum Engagement und zur Erweiterung des eigenen Erfahrungshorizontes zustande: Seit SoSe 2014 sitze ich als Vertreterin der ESG Heidelberg im Kapitel der Universitätsgemeinde an der Peterskirche. Hier begegnet mir zum einen ein ganz anders zusammengesetzter Mitarbeitendenkreis und zum anderen fordern mich noch einmal ganz andere Aufgaben heraus: von der Verwaltung von Gemeindegütern bis hin zu Lektorendiensten und Austeilung des Abendmahls im zentralen Gemeindegottesdienst.

Ich bin dankbar für die Erfahrungen, die ich bereits in meinem Studium für, mit und in der Kirche machen durfte, denn: Ich bin daran gewachsen. So ist ein großer Teil dessen, was ich an Persönlichkeit bin, durch mein Engagement in den unterschiedlichsten ESGn in Deutschland geworden. Hier gab es Menschen, die mich ermutigt, mir vieles ermöglicht und an meine Fähigkeiten und mich geglaubt haben.



Liebe (Gott) und tue was Du (wirklich) willst

*Raul Basil Weber*



*Alexander Raul Basil Weber,  
geb. 03.02.1984, in Temeschburg (Rumänien);  
Studium der Theologie in Leipzig, Neuendettelsau, Montpellier.  
Nach Abschluss Diakoniewissenschaften in Heidelberg und Helsinki*

*„To see a World in a Grain of Sand  
And a Heaven in a Wild Flower,  
Hold Infinity in the palm of your hand  
And Eternity in an hour.“*

William Blake  
Auguries of Innocence

Ich bin Alexander Raul Basil Weber und studiere am Diakoniewissenschaftlichen Institut der Universität Heidelberg den europäischen Masterstudiengang „Diakonie – Führungsverantwortung in christlich-sozialer Praxis“. Derzeit bereite ich meinen Abschluss mit einer Arbeit zum Friedrichstift in Leimen vor. Ehrenamtliche Arbeit war immer schon ein Bestandteil meines Selbstverständnisses und hilft mir, ein weites Erfahrungsspektrum auszubilden. Besonders einprägsam sind hierbei die Eindrücke, welche mir durch die Sterbebegleitung geschenkt wurden.

Die ersten Erfahrungen mit dem Ende begannen mit dem Anfang. Meine erste Erfahrung mit dem Tod begann mit der Erfahrung von Geburt. Lange bevor ich Menschen im Rahmen von freiwilliger Hospiztätigkeit beim Sterben begleitete, arbeitete ich in einer kleinen, sehr guten gynäkologischen Einrichtung, in der ich bei Geburten sowohl im OP als auch im Kreißsaal assistierte. Diese Tätigkeit hat einen so großen Eindruck bei mir hinterlassen, dass ich mich sehr schnell auch der Hospizarbeit zuwandte. Es machte für mich großen Sinn, die beiden entscheidenden Lebensabschnitte, Geburt und Tod, zusammen zu erfahren. Diese „Extrempunkte“ lehren mich – weit mehr als jede theoretische Überlegung – Milde, Aufrichtigkeit und Respekt mir selbst und meinem Nächsten gegenüber. Vor allem lehrt es mich die Liebe zu Gott.

Betrachtet man nun die Überschrift dieses Artikels, werden hier die Themen Tätigkeit, Beziehung und freie Willensentscheidung aus Zuneigung und Liebe angesprochen. Die beiden Klammern in der Überschrift heben einerseits hervor, dass Gott Wirklichkeit ist, und versuchen andererseits, Menschen einzubeziehen, die diesen Glauben nicht teilen. Entscheidend ist, dass zwei grundlegende Basisannahmen miteinander in Zusammenhang stehen. Daher sind die Anteile, welche auf Glauben beruhen, eingeklammert; beide Herangehens- und Erkenntnisweisen werden auf diese Weise unterscheidbar. Durch diese Formulierung wird versucht sprachlich ein gleichwertiges und inklusives Verhältnis beider Sichtweisen zu erreichen. Grund hierfür ist, dass Basisannahmen ihren Wert darin haben, dass sie unter verschiedenen Rahmenbedingungen Gültigkeit besitzen. Inspiriert ist diese Sichtweise von der physikalischen Idee fundamentaler Wechselwirkungen.

Im Folgenden möchte ich meine Beweggründe darstellen, weshalb ich einen je nach persönlicher Lebenslage vertretbaren Zeitraum dafür nutzen will, mit Menschen in Beziehung zu treten und freiwillig zu helfen bzw. Rahmenbedingungen mitzugestalten, welche Menschen dazu motivieren, sich gegenseitig zu helfen.

---

Dass ich mich momentan in einem Kontext von Sterbebegleitung bewege, ist mir zwar wichtig – zumal Menschen in meinem Alter nicht so recht mit dem Tod in Kontakt kommen (... wollen) – jedoch ist diese Aufgabe bis zu einem gewissen Maß auswechselbar. Meine Grundannahmen sind:

1. Die Liebe zu Gott im Sinne von Mt 22, 37-40 und
2. die Möglichkeit der Entfaltung und Entwicklung sowohl der eigenen Person als auch der umgebenden Umwelt.

Diese beiden Beweggründe stehen in einem „paradoxen“ Zusammenhang, da sie einander nicht hierarchisch und chronologisch zugeordnet sind und doch in solch einem Zusammenhang gesehen werden können. Die erwidrende Liebe (zu Gott), ist die nicht weiter begründbare Motivation, sich mit seinem Nächsten zu beschäftigen. Durch diese Beschäftigung wird man erfahrener in Beziehung zu seinem Nächsten, zu sich selbst und zu Gott bzw. zu diesem Grundideal. Bildlich gesprochen kommt es also zu einer Spiralbewegung. Wichtig ist, dass man nicht gleichsam zur Entschuldung der eigenen Selbstsucht und/oder zu deren Befriedigung den Fehler macht, das Eine zu machen, um dafür das Andere zu erwarten. Man kann nicht von Gott selbstgerecht „erwarten“, dass man Erlösung findet, nur weil man viele Ehrenämter bekleidet, und man kann ebenso wenig gleichwertige Beziehung und Kommunikation mit anderen Menschen erwarten, wenn der Nächste durch Hilfsleistung zu einem Mittel der eigenen Befriedigung degradiert wird. Damit vergewaltigt man Gott, belügt sich selbst und den Nächsten. Die Gefahr der Egomane und pathologischer narzisstischer Störungen nimmt vor allem in vulnerablen Beziehungen zum hilfsbedürftigen Nächsten tragische Ausmaße an.

Jedoch trifft man auch hier auf eine dem Geschöpf eigene Widersprüchlichkeit: Keine Kommunikation und Beziehung bleibt ohne Folgen! Menschen können so handeln, dass sie Gott selbst missbrauchen, und Menschen „missbrauchen“ andere Geschöpfe innerlich und äußerlich auf unterschiedliche Art. Jedoch treffen sie genau hier auf die Größe Gottes! Keinem Menschen bleiben die Gnade und die Möglichkeit der Entwicklung und der (Selbst-)Erkenntnis vorenthalten und erspart. Und obwohl die Hinwendung zum Nächsten zunächst aus verschiedenen „anderen“ Gründen geschehen kann, hat dies langfristig – aufgrund der Wechselseitigkeit von Kommunikation – trotzdem Auswirkung auf das eigene Selbst, da Gottesbeziehung, Weltbeziehung und Selbstbeziehung im Zusammenhang erfahren werden.

Die Beschäftigung mit dem Leben ist nirgends so dicht wie im Angesicht des Sterbens. Hier fallen alle Masken, und die absolute körperliche Endlichkeit gibt die Möglichkeit, nochmals einen „Blick in den Spiegel zu werfen“. Hierbei trifft

meist nicht die große, von der Umwelt fantasierte und erwartete Erkenntnis zu, wonach das alte Leben nach der Lebensbeichte verlassen wird und man „frei von allen Sünden“ der Verantwortung im Tod „entgeht“. Vielmehr birgt diese absehbare Endlichkeit die Chance zur bewussten Integration der eigenen Lebenserfahrungen. Die Idee der Integration ist deshalb so wichtig, weil sie die Möglichkeit gibt, Weltbeziehung und Selbstbeziehung miteinander zu versöhnen und dadurch offen zu werden für die Gottesbeziehung, wie auch immer diese sich für die jeweilige Person darstellt und von ihr benannt wird.

Was ist nun das Besondere an der Sterbebegleitung, die zu recht die Bezeichnung Ehrenamt verdient? Man wird als Begleitender dadurch geehrt, an destilliertem Lebenswissen teilhaben zu können; und dies unabhängig von dem Alter der begleiteten Person. Die ehrliche Freude eines Kindes im Körper eines alten Menschen zu sehen, wenn der Rhododendron blüht. Die Geschichte eines Menschen zu hören, während man gemeinsam am Eierlikör nippt und dabei zu verstehen, zu wieviel Mut und Aufrichtigkeit Menschen fähig sein können. Traurig darüber zu sein, dass diese Aufrichtigen still und alleine sterben und selbst hier ihre Würde bewahren. Zu erahnen, dass ein Leben geprägt von harter Arbeit nicht leicht und trotzdem rund und erfüllt sein kann. Zu hoffen, dass manche doch nicht einfach so verlöschen...

Diese Tätigkeit stellt im ursprünglichsten und direktesten Sinne Mt 22,37-40 dar, und die Konsequenz dessen ist, dass man liebt und tut, was man wirklich will.

Will man sich nun in Heidelberg im Bereich der Hospizarbeit engagieren, so ist das Hospiz Louise eine erste Anlaufstelle, jedoch bekommt man auch bei der Stadtmission Heidelberg oder beim Diakonischen Werk Heidelberg weiterführende Informationen.

# Von Theologiestudierenden für Theologiestudierende

Lesen. Denken. Schreiben.

*Eva-Katharina Well*



*Eva-Katharina Well ist Studentin der evangelischen Theologie mit dem Ziel kirchliches Examen in Heidelberg. Ihr Weg ins Studium führte über eine Ausbildung zur Gesundheits- und Krankenpflegerin, die sie im Herbst 2007 erfolgreich abschloss. Erfahrungen in diesem Beruf hat sie während ihres Grundstudiums – geringfügig beschäftigt im Ambulanten Pflegedienst in Bielefeld und im Altenpflegeheim in Münster – sammeln können. Seit 2011 studiert sie in Heidelberg und engagierte sich bis 2013 intensiv in Konvent und SETH. Daraus ging ihre Arbeit im Redaktionsteam bei [theologiestudierende.de](http://theologiestudierende.de) hervor. Ansonsten ist sie musikalisch aktiv: projektweise gesanglich, und mit Bratsche im Orchester des Collegium Musicum. Sportlich ist sie im Sommer gemeinsam im Team mit ihrem Vater auf Regatten quer durch Deutschland unterwegs und ersegelte wiederholt den Titel des Inoffiziellen Deutschen Meisters in der Klasse der Variante 65. Die Wasseraffinität führt sie auch ca. einmal im Monat in den Hafen Mannheim-*

*Ludwigshafen, wo sie mit dem Kirchenschiff J.H. Wichern als Ehrenamtliche Mitarbeiterin in der Schifferseelsorge die Schifferfamilien besucht.*

Dies sind zwei Mottos, die uns – das Redaktionsteam – auf unserem Weg und in unserer Arbeit für die Portalseite [theologiestudierende.de](http://theologiestudierende.de) begleiten. 2010 wurde sie vom Studierendenrat Evangelische Theologie (SETh) gestartet und 2013 neu belebt, um eine Austauschplattform zu bieten. Inzwischen hat sich die Seite als eigenständiges Online-Magazin etabliert, die auch in das Lesebuch „Kommunikation des Evangeliums in der digitalen Gesellschaft“ zur Vorbereitung auf das Schwerpunktthema der EKD-Synode 2014 aufgenommen wurde.

Ich selbst bin eher per Zufall ins Team gekommen. 2013 hatte ich meine Ämter im Konvent als Delegierte für den SETH und als Vertrauensstudentin abgegeben, um dadurch die Gewissensbisse zu zügeln, dass ich zu viel Zeit in andere Dinge als mein Studium investiere. Schnell lernte ich, dass das Zurücktreten und Einstampfen von zusätzlichen Aktivitäten nichts an meinem Arbeitsverhalten ändert und meine Hausarbeit auch nicht wirklich schneller wuchs. Ich saß noch immer vor dem PC, die Finger juckten, der Text lag auf der Zunge, aber es fehlte das gewisse Etwas, um das Gewünschte aufs Papier zu bringen. Ich griff zu einer Hilfestellung, die ich in der Bibliothek gefunden hatte, wie man das Problem der Schreibblockade überwinden könne. Das erste Kapitel wies mich darauf hin, dass es nicht darum gehe, alles sofort perfekt zu schreiben, sondern um in den Schreibfluss zu kommen, man erstmal einfach schreiben solle, was einem durch den Kopf gehe – und schwupps hatte ich eine Arbeit fertig. Aber damit war mein Problem nicht gelöst. Ich versuchte, mich an die nächste Arbeit zu setzen und starrte doch wieder nur den weißen Bildschirm an. Mancher Student beginnt spätestens an diesem Punkt zu prokrastinieren: Videos gucken, Spiele spielen, die Statusmeldungen auf Facebook und jeden verlinkten Artikel lesen, Chatten. In dieser Zeit war bei mir also Skype im Dauerbetrieb, und eines Nachmittags geschah es, dass ich zu einer Gruppenkonferenz eingeladen wurde. Ich saß zu dem Zeitpunkt nicht am Computer und bemerkte die Einladung erst zwei Stunden später. Der Chefredakteur Max Melzer hatte mich zur Redaktionskonferenz eingeladen. Eigentlich unbeabsichtigt, aber es führte dazu, dass ich mich nach nicht allzu langer Überlegung dazu entschloss dem Team beizutreten. Seitdem schreibe ich ein- bis zweimal im Monat für die wöchentlich erscheinende Kolumne *Moment mal*, und allein das erfüllt schon den Selbstzweck, dass ich wieder schreiben kann, was mir gerade so durch den Kopf geht, und mein Schreibverhalten für meine Hausarbeiten schulen kann.

Zurzeit besteht das Redaktionsteam aus sieben Mitarbeitern. Max Melzer ist der vom SETH gewählte Portalleiter und wurde im Team zum 1. Chefredakteur gewählt; er organisiert und leitet den Großteil der Sitzungen und achtet auf die Regelmäßigkeit der Veröffentlichung von 3-4 Beiträgen pro Woche, bei Beitragsknappheit schreibt er selbst zusätzlich mal noch etwas. Neben ihm gibt es

den Bildbeauftragten, der darauf achtet, dass alle auf der Seite veröffentlichten Bilder richtig ausgewiesen sind und wir rechtlich auf der sicheren Seite bleiben. Die Redaktion ist gleichzeitig das Lektorat – jeder Artikel wird von mindestens zwei weiteren Personen gelesen, bevor er veröffentlicht wird. In seltenen Fällen kommt es aber auch vor, dass wir uns dazu entschließen, einen Artikel nicht zu veröffentlichen. Dies wird dann meist im größeren Kreis besprochen und geschieht erst, wenn auch eine Bearbeitung des Artikels keine Einigung in der Redaktion bewirken kann. In einzelnen Fällen hat das auch schon zu Unmut geführt, welcher dann im Redaktionsteam über eine Skypekonferenz besprochen und möglichst gelöst wurde. Das ist bisher wirklich die Ausnahme gewesen, aber es gehört dazu.

Jedes Ressort, sei es *Moment mal* oder *Geistreich* oder *dieBib* (schauen Sie doch mal auf der Seite vorbei, dann bekommen Sie eine Vorstellung davon, was sich hinter welchem Ressort verbirgt) wird von einem Redaktionsmitglied geleitet und betreut. Auch hier wird darauf geachtet, dass regelmäßig etwas erscheint und das Ressort nicht in Vergessenheit gerät. Im vergangenen Jahr habe ich die Mutterschaftsvertretung der Ressortleiterin für *Moment mal* übernommen, habe die Liste derer gepflegt, die sich daran beteiligen, den Entsprechenden eine Woche im Voraus daran erinnert und zur Not auch mal Druck gemacht, wenn der Beitrag bis Sonntag noch nicht zur Korrektur online war. Da kann einem sonntags schon mal ganz mulmig werden, wenn noch nichts da ist, das noch zweimal Korrektur gelesen werden soll, um am Montagvormittag veröffentlicht zu werden. Dagegen ist meine reguläre Aufgabe (Lektorat mal ausgeschlossen) reinstes Zuckerschlecken. Es gibt noch einzelne vor der Öffentlichkeit versteckte Aufgaben. So gibt es eine Seite mit Vorschlägen und Ideen, worüber man schreiben könnte. Diese versuche ich aktuell zu halten. Wenn ich ein Bild sehe oder einen Artikel lese oder selbst auf eine Frage stoße oder von einer Ausstellung erfahre, dann wird das ins sogenannte Ideen-Wiki mit aufgenommen – als Anregung, wenn man eine Deadline einzuhalten hat, aber nicht weiß, über was man schreiben könnte.

Die Deadlines haben dazu geführt, ein Programm zu starten, um den Chefredakteur zu entlasten und die Aufgaben des Lektorats auszuweiten. Davor war Max der einzige, der mit den Autoren in Kontakt stand, sie an die Beiträge erinnerte und auch mal nachgefragt hat, wenn sich jemand über längere Zeit nicht gemeldet hatte. Inzwischen gibt es das sogenannte Patenschaftsprogramm: Einzelne Mitglieder des Redaktionsteams stehen für einzelne bestimmte Autoren Pate und sind somit direkte Ansprechperson bei Fragen und Planungen. Wir erhofften uns dadurch nicht nur eine Entlastung des Chefredakteurs, sondern auch eine stärkere Bindung der Autoren zur Seite. Letztendlich führte es erstmal zu einer Verringerung unseres Autorenpools. Jeder bis dahin registrierte Autor, der einen Beitrag zur Veröffentlichung geschrieben hatte, wurde angeschrieben und gefragt, ob und in welcher Regelmäßigkeit er oder sie denn noch schreiben könne.

Von vielen kam die Antwort, dass sie aufgrund des Studiums eigentlich gar nicht mehr schreiben wollen. Entweder waren sie schon fertig und promovierten oder waren im Vikariat oder im Examen. Anderen wurde das Schreiben zu viel neben dem Lernpensum für die Sprachen oder Prüfungen zum Ende des Semesters. Bei denjenigen konnten wir immerhin in die Richtung reagieren, das zu erwartende Pensum so zu setzen, dass gerade in Prüfungszeiten nichts geschrieben werden musste. Dennoch saßen wir auf einmal mit nur noch einer Handvoll Autoren neben den im Redaktionsteam Aktiven da. Wie sollte es weiter gehen? Bleibt nun alles an uns hängen? Und was passiert, wenn wir ins Examen gehen oder ins Vikariat kommen, schläft die Seite dann wieder ein? Es kam zum Brainstorming und konstruktiven Kopfzerbrechen, wie man neue Autoren gewinnen könnte. Wir haben Werbeartikel durchstöbert, um Studienanfänger auf die Seite aufmerksam zu machen. Ideen wie Stift und Block mit den Worten „Schreib mal wieder“ durchflogen die Köpfe. Doch es fehlten die Mittel für Material und es fehlte auch an Ideen, wie diese an die Leute gebracht werden, im Besonderen an den Universitäten oder KiHos, an denen kein Mitarbeiter des Portals vertreten ist. Am Ende wurde eine E-Mail an alle SETH-Delegierten geschickt, welche diese an die jeweiligen Basen weiter verteilten. Die Hoffnung bleibt, dreimal im Jahr die Delegierten auf den Vollversammlungen des SETH zur Mitarbeit, zum Schreiben zu bringen. Doch es bleibt weiterhin auffällig, dass das Engagement derer, die auf der SETH-VV angesprochen werden, anfangs sehr groß ist und mit der Zeit aufgrund von Prüfungen und dem schlechten Gewissen, das Studium zu kurz kommen zu lassen, wieder einschläft.

In den vergangenen Monaten haben wir mehr Erfolg damit gehabt, die bestehenden Autoren zu pflegen und zu halten, und manche Studierenden explizit und wiederholt anzusprechen, von denen man schon erlebt, dass sie über das Studium hinaus Zeit in Schreiben investieren. So haben wir einen neuen Autor gefunden, nachdem er mehrfach Beiträge kommentiert hatte und wir ihn angeschrieben hatten, ob er nicht auch aktiv mitschreiben wolle. Andere Autoren haben wir über Aktionen auf der Seite gefunden, wie den Adventskalender: jeden Tag wird ein kleines Schmankerl veröffentlicht, das nicht mal was mit Theologie zu tun haben muss, aber den Tag versüßt und das Warten auf Weihnachten verkürzt. Mit dem Anschreiben an ehemalige Autoren, Freunde und Kommilitonen, etwas für den Adventskalender beizusteuern, habe ich ein erneutes Werbeschreiben verursacht; so bekam ich von Kommilitonen Rückmeldung, die ich gar nicht angeschrieben hatte, an die aber die Nachricht weiter geleitet wurde. Ähnlich verlief es auch im vergangenen Jahr, als wir das Sommerloch mit einem Themenmonat zu *Krieg und Frieden* überbrückten. Es war ein arbeitsintensiver aber sehr produktiver Monat. Fast täglich wurde ein neuer Beitrag veröffentlicht: kritische Betrachtungen von Film- und Liedgut zum Thema, Interviews mit der Clausewitz-Gesellschaft und dem Militärbischof Dr. Sigurd Rink, Lesehinweise zu schon Geschriebenem, im Gesamten viele Betrachtungen, Fragestellungen und Denkanstöße, mit dem Thema umzugehen. In der Zeit konnten wir einen erhöhten Zugriff



---

auf die Seite beobachten, nicht nur durch die Datenstatistik, sondern auch durch die in den Kommentaren geführten Diskussionen. Im Themenmonat war die Seite als das zu erkennen, was sie ist – ein Austauschportal.

Da wurde ich wieder bestärkt in dem, was ich tue. In den Wochen davor hatte auch ich überlegt, meine Arbeit niederzulegen, weil sie manchmal doch sehr zeitintensiv ist und ich sie auch in den Urlaub mitnehme. Doch der Themenmonat hat mir wieder gezeigt, wie wichtig der Austausch ist, um meinen eigenen Horizont erweitern zu können. Das ist mir die Zeit wert, die ich in die Seite investiere, nicht nur für mich, sondern für alle, die die Seite besuchen und aus den Beiträgen etwas mitnehmen können.

Morgens Student, abends Stadtrat:

Vom Balanceakt der Gestaltung christlicher Kommunalpolitik

*Pascal Würfel*



*Pascal Würfel (1988), studiert ev. Theologie in Heidelberg und Amsterdam, 2009-2012 Stadtrat einer großen Kreisstadt in Baden*

Es war ein heißer Sommertag, und die Sitzung war bereits zwei Stunden alt. Intensiv wurde darüber debattiert, ob der Ausschank von Bier bei einer Jugendkulturveranstaltung an über 16-Jährige erlaubt werden solle oder nicht. Am Ende reichte es für eine knappe Mehrheit der Befürworter, die jungen Organisatoren atmeten auf. Der dann folgende Tagesordnungspunkt sollte eigentlich für nicht allzu große Diskussionen sorgen: Ein evangelischer Kindergarten beantragte den Zuschuss zur Anschaffung einer neuen Rutsche sowie weiteren Spielgeräten. Weil die Stadt durch eine allgemeine Verordnung eine solche Förderung von bis zu 70% genehmigt, war der Antrag eigentlich obligatorisch. Nicht jedoch für meine Fraktion und mich: Weil die Haushaltslage unserer Stadt zwar ausgeglichen, aber dennoch nicht glänzend war, forderten wir ein Aussetzen dieser Verordnung bis auf weiteres – und ernteten dafür heftige Kritik. Gerade ich als Theologiestudent müsse doch die Kirche unterstützen, warf mir ein Stadtrat der CDU-Fraktion zu, die geschlossen für den Antrag stimmte. Gerade ich als Theologiestudent – muss man gerade als Theologiestudent immer für Anliegen der Kirche sein? Oder ist es nicht gerade die Freiheit, zu der wir Christen berufen sind, selbstständig und kontextbezogen zu handeln? Muss man gerade als CDU-Politiker für einen solchen Antrag stimmen – oder gerade nicht? Was ist dann christliche Politik? Gibt es sie überhaupt?

Es war nicht das erste Mal, dass ich mir diese Fragen stellte, seitdem ich 2009 als Stadtrat gewählt wurde. Der Einzug kam für mich etwas überraschend: Nach dem Abitur absolvierte ich für ein Jahr meinen Zivildienst bei einem Straßenkinderprojekt in Brasilien, konnte Wahlkampf also nur aus der Ferne betreiben. Auch zur Wahl selbst hielt ich mich noch nicht in der Stadt auf, sondern kam erst einen Monat später zurück. Den Menschen vor Ort schien das nicht allzu viel auszumachen, und ich wurde als damals jüngster Stadtrat gewählt. Ich war Teil einer Bürgerliste, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, bürgernahe und finanzpolitisch solide Politik zu machen. Da ich mein Studium wenig später in Heidelberg anfang, begann für mich seitdem ein schwieriger Balance-Akt: Morgens Student, abends Stadtrat. Ich kam in die Stadt meines Erstwohnsitzes so oft es die Sitzungen und Treffen erforderten, meistens dreimal in der Woche für vier bis fünf Stunden. Viel Zeit verbrachte ich dabei in der Bahn: 90 Minuten dauerte der Weg von der Haus- zur Rathhaustür. Ich lernte Vokabeln unterwegs, bereitete Sitzungen in der S-Bahn vor und lernte so auf beiden Seiten viel dazu. Jede der Stadtratssitzungen musste vorbereitet, viele Gespräche mit BürgerInnen oder VertreterInnen geführt werden. Am Wochenende luden Vereine zu Mitgliederfesten oder die Feuerwehr zur Jahreshauptversammlung ein – so war der Terminkalender schnell gut gefüllt. Gleichzeitig wollte ich mir auch das Studentenleben erhalten und in das Studium eintauchen. Ich belegte als interdisziplinäres Seminar eine Vorlesung über Kommunalrecht, um mein theoretisches Wissen zu erweitern, suchte das Gespräch mit meinen Fraktionskollegen und las mich in Materien wie Bebauungspläne, Friedhofssatzungen oder Vereinsförderrichtlinien ein. Das machte mir große Freude, weil ich merkte, wie schnell sich Begebenheiten verändern ließen.

Gleich zu Beginn kam ich mit einem Bürger ins Gespräch, der sich eine bessere Unterstützung für Sehbehinderte in der Stadt wünschte. Gemeinsam überlegten wir, welche Schritte als nächstes angegangen werden könnten. Ein erster Anfang war eine spezielle Lichtmarkierung an den Treppenstufen zu den Bürgerämtern. Eine Maßnahme, die nicht viel Geld kostete, jedoch schnelle Hilfe versprach. Nach kurzer Absprache mit der Oberbürgermeisterin genehmigte sie den Antrag aus den entsprechenden Mitteln des Bauamtes. Mein erster (sehr kleiner) kommunalpolitischer Erfolg, der mich motivierte. Unsere Fraktion machte sich an einen Internetauftritt, wir schrieben wöchentliche Kolumnen für das Gemeindeblatt und trafen uns einmal wöchentlich. Dabei überlegten wir die Schwerpunkte unserer Politik, teilten Redebeiträge für die Gemeinderatssitzungen auf oder diskutierten über bestimmte Anträge. Oft waren wir uns einig, manchmal wogen wir Für und Wider ab. Als kleine Fraktion (mit drei Mitgliedern) hatten wir es nicht immer leicht, Unterstützer für unsere Anträge zu gewinnen; umso wichtiger war es, für die eigenen Anliegen eine gute Begründung an der Hand zu haben und gut durchzudenken. Bei einem Durchschnittsalter von 58 Jahren waren mir viele Kollegen im Stadtrat einiges an Erfahrung voraus. Wollte ich mitreden können, musste ich mich umso besser in die Materie einarbeiten. Mein Ehrenamt als Stadtrat wurde so sehr schnell zu einem festen Bestandteil meines Alltags: Manchmal diskutierte ich mit meinen Kommilitonen kommunalpolitische Themen oder verglich Herangehensweisen meiner Heimatstadt mit denen in Heidelberg. Auch wenn man eine sogenannte Aufwandsentschädigung bekam – reich wurde man dadurch nicht, aber es genügte, um nicht zusätzlich auch noch arbeiten zu müssen. Mit der Zeit wuchs der Wunsch, meine christliche Lebenseinstellung auch noch aktiver in das tägliche politische Geschehen miteinzubauen. Handelte ich als Christ anders als meine Kollegen? Mir wurde bewusst: In der Kommunalpolitik stehen parteipolitische Ideologien nicht im Vordergrund; wichtig ist, was man zu einer Angelegenheit zu sagen hat. Politische Allianzen waren deshalb auch immer parteiübergreifend möglich, und oft notwendig. Das „C“ der CDU war somit nicht immer im tatsächlichen Handeln der Fraktion erkennbar – eine Erkenntnis, die mich auf Bundesebene immer schon zum Nachdenken gebracht hat. Musste man Mitglied einer christlichen Partei sein oder würde es auch gelingen, als christlicher Mensch in einer anderen Partei solche Wertvorstellungen zu proklamieren und durchzusetzen? Ich merkte: Es ist möglich, aber man muss dazu auch genau wissen, was man darunter versteht. Nur sehr selten tritt „die Kirche“ als politisch Handelnde in Erscheinung – von Anträgen zur Förderung von Baumaßnahmen einmal abgesehen. Ich suchte das Gespräch mit den Pfarrern vor Ort, wollte einen runden Tisch für die Schnittstelle von Politik und Kirche einrichten. Kein Bedarf seitens beider Volkskirchen. Ich schlug einen Open-Air-Gottesdienst auf dem Marktplatz vor: Habe man schon einmal versucht, nicht genügend Mitarbeiter für die Realisierung. Ich merkte: Kirche als Institution und damit auch die Bandbreite christlicher Themen musste weiter gefasst werden: Die Frage nach genügend Betreuungsplätzen, die Unterbringung

von Asylanten, die Diskussionen um die Ansiedlung eines Seniorenheimes – nicht genuin christliche, aber dennoch sehr menschliche Themen, und damit auch Betätigungsfelder für kirchlich Handelnde.

Politische Einflussnahme in kirchlicher Sicht – das war für mich allerdings nicht das Zitieren von Bibelpassagen oder ein pastoraler Ton bei meinen Redebeiträgen, sondern auch der Umgang mit meinen Stadtratskollegen. Oft wurde mit harten Bandagen gekämpft, nicht immer war der Ton sachlich oder die Berichterstattung objektiv. Als Christ dabei nicht auszuteilen, sondern auf einen respektvollen Umgang miteinander zu achten, schien dabei gar nicht immer einfach zu sein. Wer politischen Erfolg in der Presse will, muss oft laut schreien, um gehört zu werden. Lacher auf Kosten anderer zu machen, war oftmals wichtig und verführerisch. Nicht selten erlag auch ich dieser Versuchung und merkte schnell, wie leicht es passieren kann, dass mein christliches Selbstverständnis als Handlungsgrundlage oftmals als ein bloßes Lippenbekenntnis in sich zusammen brach. Also doch den Kindergarten unterstützen, weil er eben ein kirchlicher war und man damit viele Eltern und damit potentielle WählerInnen zufrieden stellen konnte? Finanzpolitische Grundsätze über Bord werfen, um damit die Zustimmung der BürgerInnen zu erhalten? Der Ansatz des systematischen Theologen Eilert Herms weitete meinen Horizont. Er beschrieb moralische oder christliche Handlungen als eine „formale Qualität von Handlungen.“ Damit können nicht nur die Angelegenheiten als ethisch angesehen werden, die von uns persönlich als solches gesehen werden, „sondern alle, die sich nur überhaupt an solchen Kriterien orientieren.“<sup>11</sup> Auch in diesem Sinne ist es also möglich, ethische Handlungen weiter zu fassen, als ich es bisher getan hatte.

Darin konnte ich mich wiederfinden und glaubwürdig handeln. Nach drei Jahren im Stadtrat und vielen wertvollen und lehrreichen Erfahrungen musste ich mir allerdings eingestehen, dass das dauerhafte Pendeln nicht weiter möglich war. Um die Themen der BürgerInnen wirklich zu verstehen, muss man dauerhaft vor Ort präsent sein; um tatsächlich aus dem Studium etwas mitzunehmen, bedarf es 100% Einsatz. Ich entschied mich, meine Zweitwohnung in Heidelberg zum Erstwohnsitz zu machen und schied aus dem Stadtrat aus. Im Rückblick betrachtet waren die drei Jahre sehr gewinnbringend und erweiterten meinen Horizont. Sie gaben mir Einblicke in Entscheidungsprozesse, die mir auch bundespolitisches Handeln erklärbarer machen. Gerade junge Menschen sollten nicht davor zurück schrecken, (kommunal-) politische Verantwortung für die Stadt, in der sie leben, zu übernehmen. Viele Parteien, aber auch Bürgerinitiativen sind auf der Suche nach Unterstützenden. Es lohnt sich, Zeit und Kraft zu investieren, und da-

---

<sup>11</sup> Herms, Eilert (1991): Der religiöse Sinn der Moral. Unzeitgemäße Betrachtungen zu den Grundlagen einer Ethik der Unternehmensführung, in: ders., Gesellschaft gestalten. Beiträge zur evangelischen Sozialethik, Tübingen, S. 226f.

bei zu merken: Politik in der Praxis ist viel ansprechender und wirkungsmächtiger, als das tägliche Lesen der Spiegel-Online-Website jemals sein könnte. Kurz vor meinem Ausscheiden aus dem Gremium ergab sich dann doch noch eine direkt kirchliche Einflussnahme auf einen politisch Handelnden: Der Vorschlag, sich bei der Vereidigung als neuer Oberbürgermeister auch segnen zu lassen – wie es bei der Eröffnung neuer Feuerwehrgebäude oder Turnhallen längst üblich ist – wurde vom neuen Stadtoberhaupt dankend aufgenommen und von einem katholischen Priester und einem evangelischen Pfarrer umgesetzt.

## Worin besteht die Internationalität?

*Hiroko Yamayoshi*



*Hiroko YAMAYOSHI, geboren in Shizuoka, Japan. Seit dem WS 2008 in Heidelberg. Doktorandin bei Professor Lampe an der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg. Promotionsthema: Jüdischer Krieg und Frühchristentum: eine Untersuchung zu den Auswirkungen der Katastrophe des Jahres 70 n. Chr. auf die synoptischen Evangelien. WS 2008/09-WS 2010/11 im Theologischen Studienhaus Heidelberg, SS 2011-WS 2012/13 im Ökumenischen Wohnheim für Studierende. Dreijährige Betreuung von internationalen Freiwilligen bei einer japanischen archäologischen Ausgrabung, „Tel-Rekhesch-Projekt“. Seit April 2013 Leiterin eines japanischen Bibelkreises im Umkreis Heidelbergs.*

„The International Olympic Committee has the honor of announcing that the games of the 32nd Olympiad in 2020 are awarded to the city of Tokyo.“ Seit Jacques Rogge, der damalige Präsident des Internationalen Olympischen Komitees, dies am 07. September 2013 in Buenos Aires bekannt gegeben hat, hört man oft von Japanern folgenden Satz: „Wir müssen jetzt endlich fleißig Englisch lernen, damit wir bei Olympia zeigen können, dass wir ein internationalisiertes Volk sind.“ Dementsprechend setzte sich das japanische Ministerium für Bildung, Kultur, Sport, Wissenschaft und Technologie das Ziel, die Zahl der im Ausland studierenden Japaner bis 2020 auf 120.000 zu verdoppeln. Trotz solchen Enthusiasmus<sup>4</sup> wird sehr wenig reflektiert, was eigentlich unter der Internationalität zu verstehen ist. Ist man „international“, wenn man eine Fremdsprache sprechen kann? Ist man „international“, wenn man die Erfahrung gemacht hat, im Ausland gewohnt zu haben? Ich bin seit Oktober 2008 als internationale Studierende in Heidelberg. Durch vielfältige Erfahrungen in den letzten Jahren wird mir klar, worin eigentlich die Internationalität besteht.

Es lässt sich nicht bestreiten, dass sprachliche Fähigkeiten für die Internationalisierung eine wichtige Rolle spielen. Eins ist aber nicht zu übersehen: Zwar beflügelt uns die Sprache, aber das Ziel, wohin wir fliegen, müssen wir selber setzen. Fremdsprachenkenntnisse können unsere Möglichkeiten erweitern, uns mit Fremden zu verständigen. Wir können aber damit den Anderen schädigen. Durch Sprache kann man einen Zugang zur neuen Kultur finden und der anderen Kultur mit Achtung begegnen. Ein „internationaler“ Mensch ist also nicht einfach derjenige, der eine Fremdsprache verstehen kann, sondern der, der dieses machtvolle Werkzeug richtig verwenden kann.

Worin liegt dann das Ziel eines „internationalisierten“ Menschen? Mit den andern Menschen einfach nebeneinander wohnen zu können? Nein. Das Ziel ist das Zusammenleben unterschiedlicher Menschen. Das bedeutet die Verwirklichung einer Gesellschaft, in der man den Mitmenschen Wachsamkeit und Aufmerksamkeit schenkt und sich besonders mit den Notleidenden solidarisiert. Mein Heimatstaat, Japan, wird zu einem der Industriestaaten gezählt. Für das Volk eines solchen Landes bedeutet die Internationalisierung bewusste oder unbewusste Teilnahme an globaler struktureller Ausbeute. Sensibilität für das Leid der sozial Schwächeren zu haben, ist in diesem Sinne unentbehrlich für einen internationalisierten Japaner. Allein ein Aufenthalt im Ausland genügt aber nicht, um ein solches Bewusstsein zu entwickeln. Denn Erfahrungen brauchen Interpretation. Ich nenne ein kleines Beispiel. Wenn ein Japaner länger als drei Monate in Deutschland studieren möchte, muss er in bestimmtem Abstand eine Aufenthaltsgenehmigung erwerben. Man muss neben einem Antragsformular andere Unterlagen abgeben, z.B. einen Finanzierungsnachweis, eine Krankenversicherungskarte, eine Aufnahmeerklärung der Universität usw. Jeder, der einmal an der Ausländerbehörde eine Aufenthaltserlaubnis beantragt hat, weiß, dass es überhaupt nicht



angenehm ist. Bei mir, einer Japanerin, geht es aber leichter im Vergleich z.B. zu den chinesischen Kollegen. Als ich in Japan war, brauchte ich natürlich keine solche Genehmigung, und hatte dem keine Aufmerksamkeit geschenkt, dass Ausländer in Japan ein Aufenthaltsvisum beantragen müssen. Meine eigene Erfahrung als Ausländerin öffneten also meine Augen für die Situation anderer Ausländer in Deutschland oder in Japan. Wenn man aber seine eigene Erfahrung nicht in Beziehung zur Situation der Anderen setzt und darüber nicht unter dem Gesichtspunkt der sozialen Solidarität reflektiert, dann lebt man nicht „internationalisiert“, auch wenn man im Ausland viele Erfahrungen sammelt.

Wenn man einmal seinen „internationalisierten“ Blick auf die Anderen wirft, kann man die Notlage der Mitmenschen nicht mehr übersehen. Es kommt auch der Beständigkeit eine große Rolle zu. Denn Wachsamkeit und Aufmerksamkeit auf die mit Schwierigkeiten konfrontierten Mitmenschen zu richten, ist kein einmaliges Geschehen. Wir hören jeden Tag so viele Nachrichten über Kriege, Naturkatastrophen, Konflikte sogar innerhalb der Familie, um nur einige Beispiele zu nennen. Solche Geschehnisse sind schrecklich, aber weil sie – traurigerweise – so alltäglich sind, geraten sie nach drei Tagen wieder in Vergessenheit. Ich nehme z.B. an der Aktion, „Christmas Cards From Friends Around the World“ teil. Das ist ein Projekt, Weihnachtskarten an die Schüler im Katastrophengebiet der Großen Erdbebenkatastrophe Ost-Japans, Fukushima, Miyagi und Iwate, zu schicken. Jedes Jahr wird es schwieriger, um die Karten zu bitten, weil die meisten kein Interesse mehr an der Katastrophe haben, die vor etwa vier Jahren passiert ist. Dieses einfache Beispiel zeigt, wie schwierig es ist, wach zu bleiben und sich beständig für die anderen einzusetzen.

Im Hinblick auf die Beständigkeit, bietet das Alltagsleben einen wichtigen Raum zur Praktizierung der Internationalität. Jeder, der in der Liste meines sozialen Engagements etwas Großartiges zu suchen versucht, wäre auf den ersten Blick enttäuscht, da dort kein großes soziales Projekt steht. Meine Leistungen sind meistens unauffällige und alltägliche Tätigkeiten vor allem im wissenschaftlichen und kirchlichen Bereich, z.B. die Betreuung von etwa 50 internationalen Freiwilligen im Rahmen von drei Feldkampagnen eines japanischen archäologischen Ausgrabungsprojekts in Tel-Rekhesch in Israel, Leitung eines japanischen Bibelkreises im Heidelberger Umkreis, Mitarbeit mit einer griechischen Theatergruppe, oder aktive Teilnahme am Wohnheimleben durch Vorträge bei den Hausabenden über Japan, Andachten und Feste. Die Preisverleihung für solche kleinen Tätigkeiten ist aber ein Aufruf, dass man nicht nur durch ein großes Unternehmen, sondern im Alltag seine Solidarität mit den Anderen zum Ausdruck bringen kann.

Ich bin zwar eine „internationale“ Person in Deutschland, weil ich aus Japan komme. Begegnungen mit Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen und alltägliche Tätigkeiten haben mir aber Bahn zur Existenz als „internationalisierter“ Mensch gebrochen, auf der ich weiterhin laufen will.

## Die Nächstenliebe –

Wer hat sie erfunden?<sup>12</sup>

*Gerd Theißen*

Das MtEv fasst an zwei Stellen „Gesetz und Propheten“ zusammen. Das erste Mal in der Bergpredigt. Dort zitiert Jesus die „Goldene Regel“, eine Bezeichnung, die erst aus der Neuzeit stammt:

*„Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun sollen, – so tut ihnen auch! Das ist das Gesetz und die Propheten“ (Mt 7,12).*

Das zweite Mal findet sich diese Formel von einer Zusammenfassung von „Gesetz und Propheten“ in der Perikope vom höchsten Gebot. Ein Schriftgelehrter fragt nach diesem höchsten Gebot, Jesus aber antwortet mit zwei gleichrangigen Geboten, mit dem Gebot der Liebe zu Gott und zum Nächsten, jetzt weniger als summarische Zusammenfassung *aller* Gebote, sondern als höchstes Gebote, von denen alle anderen abhängen:

*„Liebe den Herrn, deinen Gott, mit deinem ganzen Herzen, deiner ganzen Seele und deinem ganzen Verstand! Das ist das höchste und größte Gebot. Das zweite aber ist ihm gleichwertig: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Von diesen beiden Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten ab.“ (Mt 22,37–40).*

Die ersten Christen haben beide Gebote, Goldene Regel und Nächstenliebegebot, eng aufeinander bezogen. Die Didache zitiert sie unmittelbar hintereinander als „Weg des Lebens“: „Das ist nun der Weg des Lebens: Erstens sollst du Gott, der dich geschaffen hat, lieben, zweitens deinen Nächsten wie dich selbst! Und alles, von dem du nicht willst, dass es dir geschehe, sollst du keinem anderen tun!“ (Did 1,2).

Ich bringe zu diesen beiden Summarien der Ethik zunächst einige historische Informationen, ehe ich danach frage, wer Nächstenliebe oder prosoziales Verhalten erfunden hat. Diese Frage ist unbeantwortbar. Daher frage ich: Was haben die

---

<sup>12</sup> Vortrag vor der SMD Heidelberg am 26.5.2014.

---

gefunden, die die Goldene Regel und das Nächstenliebegebot einst formuliert haben?

### 1. Die Goldene Regel

Die Goldene Regel ist für den Evangelisten Ausdruck der spezifischen jüdischen Tradition, von „Gesetz und Propheten“. Aber wir wissen es besser: Die Goldene Regel war und ist universal verbreitet. Sie findet sich unabhängig vom Christentum schon im Judentum (Tobit 4,15; TestNaphth 1.6; Aristeebrief 207). Sie ist in der heidnischen Antike oft bezeugt und begegnet sogar in China bei Konfuzius – ziemlich sicher unabhängig von europäischem Einfluss. Sie ist ferner in Indien im Mahabharata (zwischen 400 v. und 400 n. Chr.) überliefert:

*„Man soll niemals einem Anderen antun, was man für das eigene Selbst als verletzend betrachtet. Dies, im Kern, ist die Regel aller Rechtschaffenheit.“* (13,113,8).

Die Goldene Regel wurde auch im Islam rezipiert. Sie begegnet in all diesen Belegen sowohl in ihrer negativen Form: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu“, als auch in ihrer positiven Form wie in der Bergpredigt. Zwischen beiden Formen gibt es einen wichtigen Unterschied: In negativer Form verlangt sie das Unterlassen des Bösen, in positiver Form das Verwirklichen des Guten. Dass die ersten Christen eine universal verbreitete Regel als Teil ihrer Identität betrachtet haben, macht stutzig. War das eine Täuschung? War den ersten Christen nicht bewusst, dass die Goldene Regel keineswegs Sondergut der biblischen Tradition war? Oder begegnet sie vielleicht in einer besonderen Form in der Bergpredigt? In der Tat möchte ich gegen eine exegetische Tendenz behaupten, dass sie in der Bergpredigt eine Besonderheit zeigt, die wir sonst nicht finden. Ihre Besonderheit liegt aber nicht darin, dass sie in positiver Form begegnet. Die ist auch anderswo belegt.<sup>13</sup>

In der Zeit vor der Bergpredigt (und unabhängig von ihr) bezieht sich die positive Goldene Regel immer auf *besondere* soziale Beziehungen, die negative dagegen auf *alle* Menschen. Von Thales, einem der sieben Weisen der Griechen, wird sie in beiden Fassungen überliefert. Er fragt: „Wie kann man am besten und gerechtesten leben?“ Und er antwortet mit der negativen Form der Goldenen Regel: „Wenn wir, was wir an andern tadeln, selber nicht tun“ (Diog.Laert. I,36).

---

<sup>13</sup> Das Folgende ist eine Zusammenfassung von Gerd Theißen, Die Goldene Regel (Matthäus 7:12/ Lukas 6:31): Über den Sitz im Leben ihrer positiven und negativen Form, Biblical Interpretation 11 (2003), 386–399.

Die positive Form wendet Thales dagegen auf Eltern und Kinder an: „Was du an Unterstützungen deinen Eltern hast zuteilwerden lassen, das darfst du auch von deinen Kindern erwarten“ (Diog.Laert. I,37). Wenn man alle Belege in der Antike durchmustert, kommt man zu folgendem Ergebnis. Die Goldene Regel soll in positiver Form immer denen zugutekommen, denen man in besonderer Weise etwas Gutes wünscht – also den nächsten Bezugspersonen: Eltern und Kindern, Ehepartnern und Freunden. Sie soll gleichzeitig Richtschnur derer sein, die in besonderer Weise Macht haben, Gutes zu tun – und das sind die Herrscher und Mächtigen. Einmal ist also der Adressat des Handelns im Blick: Das sind immer Menschen, denen wir in besonderer Weise verbunden sind. Dann aber ist das Subjekt des Handelns im Blick: Das sind Menschen, die Macht haben, Gutes zu tun. Die positive Goldene Regel mit ihrer Forderung nach einem Initiativhandeln wird also nur einem kleineren Kreis von Menschen zugeordnet, die moderatere negative Regel, die ein Unterlassen fordert, dagegen universal allen Menschen.

In dieser Hinsicht zeigt die Bergpredigt nun eine bemerkenswerte Besonderheit: Nur hier wird die positive Form der Goldenen Regel zur Verpflichtung *für alle Menschen gegenüber allen* Menschen. Eine Forderung, die sonst nur für besondere zwischenmenschliche Verhältnisse formuliert wird, wird zum universalen Gebot. Das ist eine Radikalisierung der Goldenen Regel, die im Grunde unerfüllbar ist.

*„Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun sollen, – so tut ihnen auch! Das ist das Gesetz und die Propheten“ (Mt 7,12).*

Diese Radikalisierung ist ein Zeichen dafür, dass Jesus die Goldene Regel zwar aus seiner Tradition aufgegriffen hat, sie aber in besonderer Weise zugespitzt hat. Diese Zuspitzung entspricht seiner radikalen Ethik und passt gut zur Bergpredigt. Ich bin daher der Meinung – gegen einen gut verständlichen Trend in der Exegese – dass die Goldene Regel auf Jesus zurückgeht. Er hat sie nicht erfunden. Er zitiert sie aus seiner Tradition. Aber er hat sie in besonderer Weise zugespitzt. Erfunden wurde die Goldene Regel zweifellos an vielen Stellen in der Geschichte. Sie gehört zur allgemeinen menschlichen Kultur. Aber radikalisiert wurde sie nur in der Bergpredigt.

## 2. Das Nächstenliebegebot

Das andere Summarium ist das Doppelgebot der Liebe. Hier begegnen wir einer Tradition, die auch objektiv gesehen nach unserer Erkenntnis ein Sondergut der Juden war. Das Gebot, Gott zu lieben, stammt aus dem Deuteronomium (Dtn 6,5). Es war Teil des mehrfach täglich gesprochenen Bekenntnisses zu dem einen und einzigen Gott (des *Sch'ma<sup>c</sup> Jisrael*). Es war jedem Juden vertraut. Durch ih-

ren Glauben an den einen und einzigen Gott wichen die Juden in ihrer Zeit von allen anderen Völkern ab. Das damit kombinierte Nächstenliebegebot stammt dagegen aus Lev 19,18, aus dem so genannten „Heiligkeitsgesetz“, einer von uns Exegeten (rekonstruierten) Sammlung von Geboten. Das Heiligkeitsgesetz (in Lev 17–26) ist nach dem Bundesbuch (der ältesten vorexilischen Gesetzessammlung in Ex 21–24) und dem Deuteronomium das jüngste der drei klassischen alttestamentlichen Gesetzeskorpora und stammt aus nachexilischer Zeit. Auf jeden Fall ist es in seiner Endgestalt ein Teil der fünf Bücher Mose.

Die Kombination der beiden Liebesgebote wirft eine historische Frage auf: Wann ist sie entstanden? Das Doppelgebot der Liebe ist wahrscheinlich eine jüdische Entsprechung zum Kanon der zwei Tugenden in der paganen Antike. Der Kanon der zwei Tugenden ist: Frömmigkeit gegen Gott und Gerechtigkeit gegenüber Menschen. Nach Josephus hat Johannes der Täufer diesen Kanon der zwei Tugenden gelehrt. Dahinter könnte das Doppelgebot der Liebe stecken. Es könnte also schon vor Jesus formuliert worden sein – innerhalb von paränetischen Reihen findet es sich ja schon in den Testamenten der XII Patriarchen (so eine Vermutung von mir).<sup>14</sup> Darüber hinaus aber wirft die Kombination und Gleichrangigkeit von Gottesliebe und Nächstenliebe für uns drei grundsätzliche Fragen auf:

Die erste Frage ist: Inwiefern ist zwischenmenschliche Ethik religiös begründet? Die Goldene Regel leuchtet in sich ein. Sie rekurriert nicht auf Gott. Bei der Nächstenliebe ist das anders. Denn auch dort, wo sie nicht mit dem Gebot der Gottesliebe verbunden ist, d.h. schon in Lev 19,18, beruft sich dieses Gebot auf Gott: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; ich bin der HERR“.

Die zweite Frage ist: Was ist damit gemeint, wenn es heißt, wir sollen den Nächsten „wie uns selbst“ lieben. Die Gleichwertigkeitsformel lässt sich verschieden verstehen. Das „wie dich selbst“ kann sich auf das Verb beziehen: Du sollst deinen Nächsten und dich selbst in gleicher Weise oder in gleichem Maße lieben! Dann würde die Gleichwertigkeit der *Liebe* zum Ausdruck kommen. Die Gleichwertigkeitsformel kann sich aber auch auf das Substantiv „Nächster“ beziehen. Dann würde die Gleichwertigkeit des *Nächsten* betont. So übersetzen M. Buber und F. Rosenzweig: „Halte lieb Deinen Genossen, dir gleich“. Das kann dann logisch verschiedenen Sinn haben, entweder kausalen Sinn: „Liebe Deinen Nächsten, denn er ist dir gleich“, oder finalen Sinn: „Liebe Deinen Nächsten, damit er dir gleich wird!“, oder sogar ein konditionale Bedeutung: „Liebe Deinen Nächsten, wenn und sofern er dir gleich ist!“<sup>15</sup>

---

<sup>14</sup> Vgl. meine Argumente dafür in Gerd Theißen, Das Doppelgebot der Liebe. Jüdische Ethik bei Jesus, in: Jesus als historische Gestalt, Beiträge zur Jesusforschung, FRLANT 202, Göttingen 2003, 57–72.

<sup>15</sup> Vgl. R. Neudecker, Art. Nächster II. Judentum, TRE 23 (1994), 716 - 719, dort S.717.

<i>Liebe deinen Nächsten</i>   <i>wie dich selbst</i>	modal: quantitativ:	„in derselben Weise“ „im gleichen Maße“
<i>Liebe deinen Nächsten</i>   <i>wie dich selbst</i>	kausal: final: konditional:	„da er dir gleich ist“ „damit er dir gleich wird“ „sofern er dir gleich ist“

Wie auch immer man den Satz deutet, immer ist eine Gleichwertigkeit als Maß, Grund, Ziel oder Bedingung im Blick: Diese Bedeutung der Gleichwertigkeit ist für unsere dritte Frage zentral.

Die dritte Frage ist nämlich: Wer ist mit dem Nächsten gemeint? So fragt schon der Schriftgelehrte Jesus. Hier ist wichtig: Das Nächstenliebegebot bezieht sich innerhalb seines Kontextes in Lev 19 gerade auf Menschen, deren Gleichwertigkeit nicht leicht zu akzeptieren ist. Es sind (1) der persönliche Feind, (2) der soziale Schwächere und (3) der Fremde. Alle drei sind in Lev 19 Adressaten der Nächstenliebe:

- a) Schon in der ersten Formulierung des Nächstenliebegebots ist auch der mächtigere Gegner gemeint, der persönliche Feind. Ihm gegenüber soll man auf Rachedgedanken verzichten, was voraussetzt, dass er sich in einer Situation (etwa im Prozess) als mächtiger erwiesen hat. Das Nächstenliebegebot ist also von Anfang an auch ein Gebot der Feindesliebe, freilich bezogen auf den persönlichen Feind im eigenen Volk. Erst durch Isolierung von seinem Kontext wurde es zu einem allgemeinen Gebot: Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst!
- b) Gemeint ist zweitens auch der sozial Schwächere. Die Nächstenliebe verbindet sich in Lev 19 mit einem im Orient allgemein verbreiteten Barmherzigkeitsethos, das den Schwachen gilt. Wir lesen von Armen, die man unterstützen soll, von Tagelöhnern, denen man den Lohn nicht vorenthalten soll, von Tauben und Blinden, deren Behinderung man nicht ausnutzen soll. Im Alten Orient sind es immer wieder die Witwen und Waisen, die als besonders schutzbedürftig gelten.
- c) In Israel wird diese Gruppe der *personae miserabiles* um die Fremden erweitert: um Menschen, die als Gäste im Lande wohnen. Auch auf sie wird (drittens) das Nächstenliebegebot ausgedehnt: „Wie ein Einheimischer aus eurer eigenen Mitte soll euch der Fremdling gelten, der bei euch wohnt, und du sollst ihn lieben wie dich selbst – seid ihr doch

---

Fremdlinge gewesen im Lande Ägypten; ich bin der Herr, euer Gott!“  
(Lev 19,34)

Das Nächstenliebegebot begegnet also schon in seiner ersten Formulierung im AT als Liebe zum Feind, zu den Schwachen und zum Fremden.<sup>16</sup> Es gilt zwar dem prinzipiell gleichberechtigten „Nachbarn“, wird aber gerade dort geboten, wo diese Gleichwertigkeit nicht selbstverständlich ist. Im Neuen Testament wird das Nächstenliebegebot bei Jesus aufgegriffen und radikalisiert: Die Liebe wird über den „Nächsten“ hinaus ausgedehnt auf den Feind, den Fremden und den Sünder. Und es wird explizit auf eine Stufe mit der Liebe zu Gott gestellt.

### 3. Hat die Evolution Altruismus und prosoziales Verhalten „erfunden“?

Wenn man die Frage „Wer hat die Nächstenliebe erfunden?“ etwas verändert und sagt: Wer hat altruistisches Verhalten erfunden?, dann würden wir heute wahrscheinlich die Frage so formulieren: Hat vielleicht die Evolution jene Formen von Verhalten erfunden, die auf uns „altruistisch“ wirken. Altruistisch ist ein Verhalten zugunsten anderer, das eigene Nachteile in Kauf nimmt – am extremsten durch Hingabe des eigenen Lebens. Auch Tiere helfen einander. Biologen würden diese Antwort freilich gleich entzaubern und hinzufügen: Das ist kein echter Altruismus in unserem Sinne. Denn in der biologischen Evolution kann sich auf Dauer nur durchsetzen, was den Genen eines Individuums eine größere Vermehrungschance gibt als den Genen anderer Individuen. Altruismus ist hier nur möglich in zwei Formen:

- a) als *Verwandtschaftsaltruismus*: Wenn Tiere einander helfen, ist das im Grunde genetischer Egoismus. Wenn einmal zufällig durch Mutationen eine Variante entsteht, die bereit ist, ihr Leben für andere zu opfern – so würde sie bald aus der Evolution verschwinden. Wer sein Leben opfert, hat weniger Chancen, seine Gene zu vermehren, als andere – mit einer Ausnahme: Da in den Kindern 50% der eigenen Gene und in Neffen und Nichten 25% vorhanden sind, wäre die Aufopferung für Kinder und Nefen (also für nahe Verwandte) evolutionsstabil. Verwandtschaftsaltruismus wurde also von der Evolution erfunden.
- b) Als *reziproker Altruismus*: Nun helfen Menschen zweifellos auch anderen Menschen, die nicht genetisch verwandt sind. Aber auch das lässt

---

<sup>16</sup> Dass schon im Heiligkeitsgesetz, in der ersten Formulierung des Liebesgebots, diese Tendenz zur „Entgrenzung“ des Liebesgebots vorhanden ist, hat Hans Peter Mathys, *Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Untersuchungen zum alttestamentlichen Gebot der Nächstenliebe* (Lev 19,18), OBO 71, Freiburg, Schweiz / Göttingen 1986, gezeigt.

sich soziobiologisch erklären: Es könnte reziproker Altruismus sein. Wo Menschen zusammenleben, kann man sich für andere einsetzen und Nachteile für sich in Kauf nehmen, wenn durch das Zusammenleben die Chance hoch ist, dass man den anderen wieder begegnet und diese umgekehrt auch einmal für einen etwas tun. Auch das wäre noch auf eine sublimale Weise egoistisch. Es fördert die Vermehrung der eigenen Gene. Auch reziproker Altruismus wäre evolutionsstabil.

Unter Menschen gibt es darüber hinaus noch Gruppenselektion, die aber für Tiere sehr umstritten ist. Denn Selektion setzt immer am Individuum an und meint die größeren oder geringeren Chancen eines Individuums, seine Gene zu verbreiten. Selektion setzt nicht an Gruppen an. Gruppen werden nur dann gefördert, wenn in ihr viele Individuen eine Chance haben, ihre Gene zu verbreiten. Wenn z.B. in einer menschlichen Gemeinschaft viele bereit sind, ihr Leben für die Gemeinschaft zu lassen, und Menschen in ihr gleichzeitig bereit sind, sich überdurchschnittlich zu vermehren, hat solch eine Gesellschaft eine höhere Chance, sich zu erhalten und durchzusetzen als andere. In Kriegszeiten steigt bekanntlich beides: Die oft erzwungene, oft aber auch unweigerlich innerlich bejahte Opferbereitschaft für die Gesellschaft (oder das Volk) und die Zahl der Kinder. Ich wurde 1942 gezeugt und im April 1943 geboren – auf dem Tiefpunkt deutscher Geschichte, als der Holocaust begann und der Krieg sich wendete. 1943 war ein kinderreicher Jahrgang. Die damalige deutsche NS-Gesellschaft förderte gewiss das Kinderkriegen, aber sie war kulturell abstoßend und erlitt 1945 mit Recht einen dröhnenden Zusammenbruch. Ihre Normen und Regeln, ihre Mentalität und ihre Institutionen waren tief unmoralisch und oft grauenhaft.

In der kulturellen Evolution – in der Geschichte – wirken zweifellos noch andere Faktoren als die Vermehrungschancen der Gene. Genauso wichtig, vielleicht noch wichtiger ist z.B. die Attraktivität der Kultur: der materiellen Kultur und der Institutionen, aber auch der Verhaltensmuster und Normen. Fremde Menschen, mit denen wir nicht genetisch verwandt sind, drängen in attraktive Gesellschaften hinein und verbreiten dadurch deren Kultur. Es waren ja nicht zufällig militärisch besiegte kleine Völker, die in unserer Kultur die größten Spuren hinterlassen haben: die Griechen und die Juden. Die Griechen erfanden die Rationalität, die Juden die Nächstenliebe. Aber in ihren Schriften klingen viele Stimmen aus dem Alten Orient nach. Sie artikulierten vielleicht nur klarer und bewusster als Programm, was überall da beginnt, wo Menschen sind: Menschen bedienen sich ihres Verstandes und helfen einander. Man kann hier von „Gruppenselektion“ sprechen, insofern die allgemeinen Normen, Institutionen, Verhaltensmuster einer Gesellschaft eine Chance erhalten, sich stärker zu verbreiten als andere. Aber das geschieht nicht durch biologische Vermehrung, sondern durch kulturelle Integration Fremder in die eigene Kultur oder durch Ausbreitung der Kultur.



Damit aber verlassen wir die biologische Evolution. Diese kommt durch Selektion voran, die den geeigneteren Lebensformen größere Vermehrungschancen gibt und andere aussterben lässt. Menschliche Kultur aber unterwandert das Selektionsprinzip: Wir ermöglichen Leben, wo es unter natürlichen Bedingungen keine Chance hätte – durch unser Wissen und Technik (also durch Rationalität) und gleichzeitig dadurch, dass wir die Schwachen bewusst unterstützen. M.E. hat alle menschliche Kultur einen antiselektionistischen Zug. Bewusst formuliert wurde er in Religionen und Philosophien – in der Bibel, aber auch im Buddhismus.

Die beiden Grundwerte unserer Kultur sind nach wie vor: Rationalität und Barmherzigkeit, Autonomie und Solidarität, Vernunft und Nächstenliebe. Beides haben wir oft genug verraten – zuletzt im Nationalsozialismus mit kaum vorstellbarer Unmenschlichkeit. Aber wo beides zusammen sich entfalten kann und vermehrt Lebensmöglichkeiten schafft, da strömen Menschen hin, lassen sich bereitwillig in neue Gesellschaften hinein sozialisieren, auch wenn sie genetisch nicht verwandt sind. Menschliche Gemeinschaften behaupten sich durch die Attraktivität ihrer Kultur, nicht nur durch die Vermehrung ihrer Gene. Diese Attraktivität basiert auf einer humanen Ethik. Das zeigt die Goldene Regel. Sie basiert ferner auf einer humanen Religion. Das zeigt m.E. das Doppelgebot der Liebe. Wir wissen nicht, wer beides zum ersten Mal „erfunden“ hat – aber wir können einerseits *vermuten*, was unbekannte Menschen innerhalb der kulturellen Evolution gefunden und entdeckt haben, als sie die Goldene Regel und das Doppelgebot der Liebe formulierten. Andererseits können wir *erkennen*, wie einige uns bekannte Menschen wie Jesus oder der Verfasser des Matthäusevangeliums durch Neuformulierungen alte Gebote zugespitzt und neu formuliert haben.

#### 4. Was wurde mit der Goldenen Regel und der Nächstenliebe entdeckt?

Unabhängig davon, wie unsere ethischen Grundsätze entstanden sind, müssen wir fragen: Wie lassen sie sich begründen? Heute ist allenfalls die Nächstenliebe allgemein plausibel. Die Gottesliebe ist dagegen (zumindest heute) nicht allgemein einsichtig. Dagegen ist die Goldene Regel interkulturell einsichtig. Sie ist vernünftig. Die Goldene Regel steht daher auch im Zentrum des Projekts „Weltethos“ von H. Küng, d.h. dem Versuch, quer durch alle Religionen und Kulturen eine gemeinsame ethische Basis zu finden. Diesem Projekt stehen viele Theologen zwar skeptisch gegenüber. Aber dennoch sollte man ihm eine Chance geben. Vielleicht können wir die Goldene Regel auf noch elementarere Grundsätze zurückführen oder solche in ihr entdecken.

Der am meisten einleuchtende ethische Grundsatz ist der Grundsatz der Tauschgerechtigkeit: Wenn ich etwas gebe, muss ich etwas Gleichwertiges dafür erhalten. Die reale Gleichheit der Waren oder der Dienstleistungen ist Grundlage für einen fairen Tausch. Bei der Goldenen Regel aber gebe ich etwas und stelle

mir in meiner Imagination einen Tausch vor: Ich helfe jemandem, weil ich wünsche, dass mir ebenso geholfen wird, wenn ich in einer Situation wie er oder sie wäre. Wichtig ist: Ich helfe nicht unter der Bedingung, dass ich *tatsächlich* einmal in einer vergleichbaren Situation genauso behandelt werde. Vielmehr handle ich unter der Bedingung, dass es wünschenswert wäre, wenn mir dann geholfen würde. Es ist ein idealer Tausch. Er hat nicht nur die Gleichwertigkeit der ausgetauschten Handlungen zur Voraussetzung, sondern auch die Gleichwertigkeit aller beteiligten Personen. Mit der Goldenen Regel wurden m.E. drei Quellen der Moral entdeckt, auf die ich immer wieder stoße:

- a) *Nächstenorientierung*: Wir müssen uns in andere einfühlen und darüber hinaus ihre Perspektive einnehmen, ihre Interessen als gleichberechtigt mit den unseren akzeptieren. Gutes Handeln ist das Handeln, das aus der Perspektive eines anderen erwünscht und akzeptiert werden kann.
- b) *Identitätsorientierung*: Wir vertrauen darauf, dass unsere Wünsche gut sind, wenn wir sie zum Maßstab dafür machen, was wir ändern tun. Pathologische Wünsche – z.B. der Wunsch des Sadisten, gequält zu werden, können nicht als Argument dafür angeführt werden, um die Quälerei eines anderen zu rechtfertigen.
- c) *Regelorientierung*: Die Goldene Regel gilt allgemein. Man kann sie nicht für bestimmte Menschen reservieren. Der Richter kann einen schuldigen Angeklagten verurteilen, auch wenn er sich sagt: Wäre ich in seiner Situation, wünschte ich freigesprochen zu werden. Aber er muss alle Menschen berücksichtigen: Keiner kann wünschen, dass Verbrechen generell ohne Strafe bleiben.

Wir stellen also bei unserem Handeln immer drei Fragen:

- (1) Was entspricht dem Nächsten?  
Das ist eine DU-Orientierung
- (2) Was passt zu uns und zu unserer Identität?  
Das ist eine ICH-Orientierung.
- (3) Lässt sich der Grundsatz generalisieren, von dem wir unser Handeln leiten lassen?  
Das ist eine Orientierung in der dritten Person – an einem Gesetz.

Diese drei Grundprinzipien ethischen Handelns stehen in Spannung zueinander. Um einem anderen gerecht zu werden, muss ich manchmal Gesetze brechen. Das Kirchenasyl ist dafür ein anschauliches Beispiel. Um mir selbst treu zu bleiben, muss ich manchmal meinen eigenen Zielen den Vorrang geben und andere Menschen schwer enttäuschen. Wer sich etwa in einer atheistischen Familie zum The-

ologiestudium entscheidet, weil er sich dazu berufen fühlt, hat ähnliche Schwierigkeiten wie der Ordensbruder, sich dafür entscheidet, seinen Orden zu verlassen. Wenn ich mich nach dem Kategorischen Imperativ strikt an der Verallgemeinerbarkeit der Maximen meines Handelns orientiere, dann werde ich manchmal nicht der Individualität jedes Menschen gerecht – weder der Individualität meiner Nächsten noch meiner eigenen Individualität. Auch wenn wir das Gute wollen, tun wir manchmal das, was wir eigentlich nicht wollen.

Nächstenliebe und Goldene Regel wurden zwar immer als verwandt empfunden. Für das MtEv laufen sie auf dasselbe hinaus. Aber das Besondere der Nächstenliebe ist, dass sie ganz eng mit der Liebe zu Gott verbunden ist. Die Goldene Regel wirkt dagegen wie eine allgemein einsichtige, profane Regel. Sie spricht nicht von Gott. Daher müssen wir uns die Frage stellen: Gibt es in der Ethik Orte, wo sie offen für die Beziehung zu Gott ist? Das ist für eine christliche, theologisch begründete Ethik eine entscheidende Frage. Wir kommen daher zu der letzten Frage:

### *5. Ist eine religiöse Fundierung der Ethik möglich?*

Es gibt m.E. drei Orte, wo die Ethik für religiöse Erfahrungen offen ist. Es sind Bruchstellen zwischen:

SEIN und SOLLEN,

SOLLEN und KÖNNEN,

KÖNNEN und GELINGEN.

Das erste Problem ist das von SEIN und SOLLEN: Wie begründen wir ein Sollen? Wir haben in der modernen Ethik gelernt, dass wir es nicht aus einem Sein ableiten können. Wissenschaft sagt aber nur etwas darüber, was ist, nicht was sein soll. Wie kommt der Überschuss des Sollens in die Welt hinein? Trägt etwa unsere Vernunft das Sollen in die Wirklichkeit hinein? Folgen wir dabei einem apriorischen Gedanken? Oder gibt es Erfahrungen, in denen wir unmittelbar dessen gewiss werden, dass es ein „Sollen“ gibt? Ich meine, dass es solche religiöse Grunderfahrungen gibt:

- a) Für mich ist die religiöse Grunderfahrung, in der Gott Menschen (als Schöpfer) berührt: das Staunen, dass überhaupt etwas existiert und nicht nichts. Alles könnte auch nicht und alles könnte auch anders sein. Vor allem aber: Es ist gut, dass etwas existiert. Es ist gut, dass wir existieren.

In dieser Grunderfahrung berührt Gott das Herz der Menschen. Und das verpflichtet uns, uns für das Leben einzusetzen. Denn diese Grunderfahrung tritt in Differenz zu den vielen Erfahrungen, in denen das Leben eingeschränkt und behindert wird. Aus dieser Differenz resultiert ein ganz fundamentales Sollen: *Leben soll sein! Sein ist dem Nichts vorzuziehen!*

- b) Die Erfahrung, dass etwas sein oder auch nicht sein oder auch anders sein könnte, die machen wir nun auch beim ethischen Handeln mit uns selbst: Unser Handeln könnte auch nicht und anders sein. Es ist nicht notwendig. Wir können etwas in die Welt bringen, das ohne uns nicht wäre, und darin sind wir Ebenbild Gottes, der aus Nichts schafft. Auch wir schaffen etwas, das ohne uns nicht oder anders wäre. Das unterscheidet uns von Steinen, Pflanzen, Tieren. Darum sind wir für unser Handeln verantwortlich. Diese Erfahrung der Freiheit tritt in Differenz zu allem, was diese Freiheit einschränkt. Aus dieser Differenz resultiert ein zweites Sollen: *Freiheit soll sein!*
- c) Wir wissen darüber hinaus: Jeder Mensch ist Ebenbild Gottes. In jedem ist diese Fähigkeit, etwas Neues zu beginnen, verantwortlich zu handeln. Das verbindet uns. Wir können nicht handeln, ohne um die Zustimmung des anderen zu werben. Wir können mit ihm nicht umgehen wie mit einem Stein oder einem Tier. Aber diese Verpflichtung tritt in Differenz zu dem faktischen Dissens. Wir wirken auf andere Menschen oft durch Zwang ein, ohne ihre Zustimmung zu haben. Daraus resultiert ein drittes Sollen: *Handeln in Übereinstimmung mit anderen soll sein!*

Wir versuchen bei all unserem Handeln eine Antwort darauf zu geben, dass es gut ist, dass überhaupt etwas existiert. Damit kommt ein SOLLEN in das SEIN – auch wenn wir noch lange nicht wissen, was wir sollen.

Das zweite Problem ist das von SOLLEN und KÖNNEN. Ein weiterer Ort, an dem sich Ethik für Religion öffnet, ist die Diskrepanz zwischen Sollen und Können. Jesus hat die Goldene Regel radikalisiert: Sie soll als positive Anweisung gegenüber jedem Menschen und für jeden gelten. Sie wird dadurch im Grunde unerfüllbar. Wir können nicht allen Menschen gegenüber das tun, was wir für uns wünschen würden, wenn wir in ihrer Lage wären. Moderne Ethik sagt oft: Normen, die man nicht erfüllen kann, seien unsinnig. Sollen impliziere Können. Aber in den Religionen stoßen wir auf unerfüllbare Normen, auf ein Sollen, das auf ein intensiv erfahrenes Nichtkönnen verweist. Religionen schaffen so ein starkes Bewusstsein dafür, dass wir beim Tun des Guten scheitern. Sie werden oft deswegen kritisiert. In unserer Kultur etwa von F. Nietzsche, der die jüdisch-christliche Tradition als eine das Leben lähmende Schuldkultur vehement ablehnte. Diese Schuld- und Gewissenskultur sei lebensfeindlich und im Grunde „nihi-

listisch“. Aber die Religionen machen nicht nur bewusst, wie unerlöst der Mensch ist, sie bieten auch Wege, diese Unvollkommenheit zu einer vertieften Selbsterkenntnis zu nutzen, den Sünder zu rechtfertigen und die Sünde zu vergeben. Sie verwandeln diese Unvollkommenheit des Menschen in Motivation zu ethischem Handeln.

Das dritte Problem ist das Verhältnis von KÖNNEN und GELINGEN. Bei der Diskrepanz von Sollen und Können geht es um das Können, das in unserer Hand liegt, um etwas, wofür wir verantwortlich sind. Ein dritter Ort, wo sich Ethik für die Religion öffnet, ist die Diskrepanz zwischen Tun und Gelingen. Selbst wenn wir das Gute tun, liegt es nicht in der Hand, dass es sich auch verwirklicht, dass wir Erfolg haben. Allzu viele Faktoren haben wir nicht in unserer Hand. Wir müssen darauf vertrauen und hoffen, dass sich nicht alles gegen uns verschwört. Ethisches Handeln setzt die Zuversicht in eine Welt voraus, in der unser Handeln sinnvoll ist. Das aber ist nicht von vornherein klar. Und daraus ergibt sich das Theodizeeproblem: Hat Gott eine Welt geschaffen, in der man nicht sinnvoll – mit Aussicht auf Erfolg – handeln kann?

Die drei Probleme führen in unlösbare Probleme. Aber gerade sie werden in der Religion artikuliert und lebbar gestaltet. Im christlichen Glauben durch die drei sogenannten geistlichen Tugenden Glaube, Liebe Hoffnung. GLAUBE ermöglicht es, die bleibende Diskrepanz zwischen Sein und Sollen auszuhalten – auch jene Imperative, zu denen wir uns im Wissen bekennen, dass wir sie nie erfüllen können. Glaube vertraut auf die Rechtfertigung des Sünders – auch dessen, der die Gebote nicht erfüllen kann und von ihnen überfordert wird. In der Ethik aber werden wir alle überfordert. LIEBE bewahrt uns davor, uns über die Stimme des anderen Menschen hinwegzusetzen. Wir müssen um seine Zustimmung werben, wenn wir durch unser Handeln ihn berühren oder mit ihm zusammen handeln. HOFFNUNG aber gibt sich nicht mit der Erfolglosigkeit unseres Handelns zufrieden, sondern hofft auf eine Veränderung der Welt. Gestern war Pazifismus eine Sache von Träumern, heute von unverzichtbaren Warnern, morgen könnten wir vielleicht in einer Welt leben, in der Kriege tatsächlich geächtet sind.

Zusammengefasst heißt das: Religiöse Erfahrung bringt ein Sollen in die Wirklichkeit, eine unbedingte Bejahung des Seins. Sie schafft eine Differenz von Sein und Sollen. Die Differenz zwischen Sollen und Können wird durch den GLAUBEN überbrückt. Im Glauben vertraut der Mensch darauf, als ein anderer zu gelten und ein anderer werden zu können – trotz dieser notorischen Differenz. Der Mensch wird rechtfertigt, obwohl er unvollkommen ist. Die Differenz zwischen Tun und Gelingen führt zur HOFFNUNG auf eine Welt, in der gutes Handeln Erfolg hat. Hier wird Gott angesichts der Klage des Menschen über die unvollkommene Welt gerechtfertigt. Dennoch bleiben viele Fragen offen. Weder

Mensch noch Welt entsprechen den Forderungen des Guten. Der Glaube vertraut zwar auf die *Rechtfertigung des Sünders*, die Hoffnung auf die *Rechtfertigung Gottes* angesichts einer im Argen liegenden Welt. Die Lösung aber liegt in der LIEBE. Glaube und Hoffnung suchen nach Rechtfertigung des Menschen und Gottes. Liebe aber muss sich nicht rechtfertigen. Ihr genügt es, dass eine Beziehung da ist. Wenn Gott das ist, was Selbstzweck und Wert in sich ist, dann ist der Kontakt mit ihm Erfüllung. Die elementaren Probleme einer rationalen Ethik – die Differenz zwischen Sollen und Sein, Tun und Können, Tun und Erfolg öffnen damit Orte, an denen wir auf die drei „geistlichen“ Charismen stoßen: auf GLAUBE, HOFFNUNG und LIEBE (1Kor 13,13).



